

GraduierungsArbeiten

zur "Integrativen Therapie"
und ihren Methoden

Aus der Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit
und dem "Fritz Perls Institut für Integrative Therapie"

01/2012

Männertherapie - Überlegungen zu einem Integrativen therapeutischen Angebot von Männern für Männer^{*}

eingereicht von:

Bernhard K. Fuchs^{**}

Herausgegeben durch den Prüfungsausschuss der Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit
von Prof. Dr. mult. Hilarion Petzold, Prof. Dr. Waldemar Schuch, MA, Prof. Dr. Johanna Sieper

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Redaktion: Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Wefelsen 5, 42499 Hückeswagen

e-mail: Forschung.EAG@t-online.de

Copyrightinweis: Mit der Veröffentlichung gehen sämtliche Verlagsrechte, insbesondere das der Übersetzung, an die FPI-Publikationen, D-40237 Düsseldorf. Auch der Auszugsweise Nachdruck bedarf der schriftlichen Genehmigung.

^{*}Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Hückeswagen <mailto:forschung.eag@t-online.de>, oder: EAG.FPI@t-online.de, Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>)

^{**} In der Braike 8 / 4, A- 6900 Bregenz

1 Einleitung

2 Geschlecht als Konstrukt

2.1 Doing Gender

2.2 Genderintegrität

3 Männlichkeit im Blick

3.1 Männerbewegung

3.2 Männerforschung

3.3 Männlichkeit im historischen Überblick

4 Männliche Sozialisation und männliche Identität

4.1 Männliche Sozialisation

4.2 Das Identitätskonzept der Integrativen Therapie

4.3 Männlichkeit anhand der „5 Säulen der Identität“

4.3.1 Die Säule der Leiblichkeit

4.3.2 Die Säule der sozialen Beziehungen

4.3.3 Die Säule der Arbeit, der Leistung und der Freizeit

4.3.4 Die Säule der materiellen Sicherheit

4.3.5 Die Säule der Werte

5 Integrative therapeutische Arbeit von Männern für Männer

5.1 Gender in der therapeutischen Arbeit

5.2 Männer.Leben – das Vorarlberger Modell

6 Fazit und Ausblick

7 Abstract

8 Literatur

1 Einleitung

Die Grundfrage der vorliegenden Arbeit lautet: Wie kann ein therapeutisches Angebot aussehen, das von Männern angenommen und genutzt wird, um den "Risiken des Mannseins" zu begegnen? Dabei gehe ich von dem Umstand aus, dass männliche Lebensbewältigung in der heutigen Zeit bestimmte Risiken für die Männer mit sich bringt, die meist unhinterfragt und als naturgegeben hingenommen werden. Folge davon ist, dass Männer therapeutische Hilfe kaum, jedenfalls in geringerem Ausmaß als Frauen und meines Erachtens in geringerem Ausmaß als notwendig, in Anspruch nehmen. Selbst in „prekären Lebenslagen“ (*Hecht, Petzold, Scheiblich* 2011) schließen viele Männer therapeutische Hilfe oft von vornherein für sich aus, weil sie sich von therapeutischen Angeboten nicht angesprochen fühlen. Dazu kommt, dass es für viele Männer nicht mit dem Selbstbild traditioneller Männlichkeit übereinstimmt, in Psychotherapie zu gehen. Bei der Vielzahl an therapeutischen Angeboten unterschiedlicher Ausrichtungen ist diese Skepsis durchaus berechtigt, zumal die Passung vieler Angebote hinsichtlich der Männer als Zielgruppe oft nicht gegeben ist. Vor allem aus bildungsfernen Milieus kommt nur ein geringer Teil der Männer in die Psychotherapiepraxen. Evidenzbasierte Therapieformen und Wirksamkeitsstudien liegen diesbezüglich kaum vor. Hier liegt es an den Therapeuten und Therapeutinnen, sich etwas einfallen zu lassen, um die Männer zu erreichen.

Werden geschlechtsbezogene Aspekte von Therapie in den Blick genommen, ist eine Auseinandersetzung mit dem Begriff Geschlecht unabdinglich. Die gesellschaftlich verbreitete und auch geforderte Klassifizierung in die zwei Geschlechter "männlich" und "weiblich" hat eine lange Tradition. Diese Unterteilung mag zwar in vielen Bereichen hilfreich sein, um die Komplexität des Lebens zu reduzieren, ist aber eine stark verkürzende Sichtweise, da sie sich auf äußerlich sichtbare und verhaltensbezogene Merkmale beschränkt. Zu Beginn werde ich daher Aspekte der gesellschaftlichen Konstruktion von Geschlecht erörtern. *Petzold* und *Orth* (2012) postulieren in diesem Zusammenhang mit dem Begriff der Genderintegrität, für die Unverletzbarkeit der Würde der Gender in ihren wechselseitigen Beziehungen einzutreten. Dafür braucht es das Engagement und die Kokreativität aller Gender.

Ein Überblick über verschiedene Diskurse der Männerbewegung und der Männerforschung bietet einen ersten Bezugsrahmen zum Thema Männlichkeit. Anhand dreier wesentlicher Strömungen der Männerbewegung werde ich aufzeigen, dass Männlichkeit aus der Sicht der Männer in engem Bezug zu den Frauen gesehen wurde und wird, sei es in Form von Idealisierung, Abwertung oder Abgrenzung von den Frauen. Das Aushandeln von Identität über die Lebensspanne im Zuge von Identitätsarbeit, wie es im Integrativen Ansatz vertreten wird, kommt in den genannten Strömungen allerdings nur eingeschränkt zum Tragen. Auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Männlichkeit und Mannsein musste erst die androzentristische Sichtweise der Gleichsetzung des Männlichen mit dem Allgemein-Menschlichen überwunden werden. In der kritischen Männerforschung, über die ich einen Überblick gebe, werden Annahmen über Männer und Männlichkeiten explizit in den Blick genommen. Für genderkompetentes Handeln in der Therapie ist zudem die Kenntnis der historischen und gesellschaftlichen Entwicklung von Männlichkeit wichtig, um die Herausforderungen berücksichtigen zu können, mit denen Männer in der heutigen globalisierten Welt konfrontiert sind. Ein historischer Überblick bildet daher den Abschluss des Kapitels.

Für die Darstellung männlicher Sozialisation nehme ich auf das Konzept der männlichen Lebensbewältigung Bezug, das *Böhnisch* und *Winter* (1993) beschrieben haben. Über dieses Konzept lassen sich die Konsequenzen, die sich für Jungen und Männer aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation ergeben, sowohl hinsichtlich der „Kosten des Mannseins“ als auch in Hinblick auf ihre Ressourcen und Potentiale ableiten. Es wird deutlich, dass Männer sich oft wichtiger Möglichkeiten der Lebensbewältigung beschneiden, weil sie als „unmännlich“ gelten. Daneben haben Männer viele Bewältigungsmuster, die ihnen in manchen Lebenssituationen gutes Coping ermöglichen. Diese herauszuarbeiten ist ein Anliegen der vorliegenden Arbeit, allerdings nicht ohne die Anmerkung, dass auch zu diesem Aspekt weitere Forschung wünschenswert wäre.

Ausgehend vom Identitätskonzept der Integrativen Therapie (*Petzold* 2001p, 2012a), das den Identitätsprozess als eine Verknüpfung von Fremdzuschreibungen, deren kognitive und emotionale Bewertung und Selbstzuschreibungen beschreibt, werde

ich männliche Identität anhand der „5 Säulen der Identität“ darstellen. Hinsichtlich ihrer Leiblichkeit, ihrer sozialen Beziehungen, in Bezug auf Arbeit, Leistung und Freizeit, auf materielle Sicherheit und auf ihre Werte ergeben sich für Männer spezielle Implikationen, denen in einer gendersensiblen Therapie Rechnung getragen werden muss. Überlegungen zu Genderfragen, die in der therapeutischen Arbeit mit Männern von Bedeutung sind, bilden einen zentralen Teil im Kapitel über die integrative therapeutische Arbeit von Männern für Männer. Das abschließend vorgestellte „Vorarlberger Modell“ für ein Therapie- und Beratungsangebot für Männer soll in einem ersten Schritt Männern über eine Internetplattform den Zugang zu den bestehenden Angeboten in Vorarlberg erleichtern. Eine weitere Ausdifferenzierung des Angebots an Männerberatung und Männertherapie in Vorarlberg steht für die Zukunft an.

Abschließend sei angemerkt, dass diese Arbeit nicht auf einen Vergleich zwischen den Geschlechtern hinsichtlich ihrer Defizite und Stärken, ihrer Privilegien und Diskriminierungen abzielt. Sie nimmt die Männer mit den je speziellen Aspekten ihrer Identität und mit den damit verbundenen Begrenzungen und Chancen in den Blick. Ich freue mich, wenn sich daraus ein Austausch, ein „Polylog“ zwischen Menschen, Männern wie Frauen, ergibt.

2 Geschlecht als Konstrukt

Im Alltag werden Menschen zumeist ganz selbstverständlich entweder dem männlichen oder dem weiblichen Geschlecht zugeordnet. Eine nähere Beschäftigung mit der Geschlechterthematik legt allerdings nahe, dass diese Einteilung in zwei Geschlechter zu kurz greift. Bereits auf biologischer Ebene zeigt sich ein weitaus differenzierteres Gesamtbild der Varianten von Geschlecht, als es auf den ersten Blick erscheint. Auf sozialer und kultureller Ebene wird die Sachlage noch vielschichtiger. Aus ethischer Perspektive ergibt sich die Problematik, dass sich in Bezug auf die Machtverhältnisse sowie in politischer und rechtlicher Hinsicht eine Ungleichheit im Verhältnis der Geschlechter entwickelt hat, die faktisch nicht zu rechtfertigen ist.

2.1 Doing Gender

Zunächst kann mit der Unterscheidung zwischen „Sex“ und „Gender“ das Auseinandertreten von Geschlecht und Geschlechtsidentität beschrieben werden. „Sex“ steht dabei für das biologische Geschlecht, das durch Anatomie, Morphologie, Physiologie, Hormone und Gene bestimmt ist. Als „Gender“ wird das soziale und kulturelle Geschlecht bezeichnet, das im Zuge von Enkulturations- und Sozialisationsprozessen erworben wird und grundsätzlich veränderbar ist (*Abdul-Husain 2012, Schigl 2012*). Bei Betrachtung der biologischen Grundlagen des Geschlechts zeigt sich, dass die Ausprägung vielschichtiger ist als es die Unterteilung in die beiden Geschlechter „männlich“ und „weiblich“ ermöglicht. *Hagemann-White (1984, zit.n. Abdul-Hussain 2012)* hat fünf Aspekte des biologischen Geschlechts zusammengefasst:

1. Das Chromosomengeschlecht wird durch jene Chromosomen bestimmt, die Einfluss auf die biologische Geschlechtsentwicklung haben. Neben den bei den meisten Menschen vorkommenden Varianten XX (weiblich) oder XY (männlich) gibt es andere Varianten wie das Fehlen des geschlechtsbestimmenden Chromosoms (Xo) oder zusätzliche Chromosomen, die von klinisch unauffällig bis erheblich ausgeprägt sein können.
2. Das Keimdrüsen- oder Gonadengeschlecht bildet sich über eine Differenzierung der Keimdrüsen zu Eierstöcken oder Hoden heraus. Diese Differenzierung erfolgt aufgrund der Geninformation der Geschlechtschromosomen im Allgemeinen innerhalb der ersten drei Monate nach der Befruchtung. Bei Fehlen des geschlechtsbestimmenden Chromosoms kann die Differenzierung ausbleiben oder es können Störungen auftreten.
3. In der Morphologie wird zwischen inneren und äußeren Geschlechtsmerkmalen sowie dem geschlechtstypischen Körperbau unterschieden. Die Ausbildung des morphologischen Geschlechts erfolgt maßgeblich durch die Hormone und nur indirekt durch Geninformation über das Keimdrüsengeschlecht. Abhängig von der Hormonkonzentration und -aufnahme-fähigkeit kann es unterschiedliche Ausprägungen haben und muss nicht mit dem Chromosomengeschlecht übereinstimmen.

4. Das Hormongeschlecht wird durch die unterschiedliche Konzentration der Geschlechtshormone definiert. Die Ausprägung dieses Unterschieds erfolgt unmittelbar vor Beginn der Pubertät und kann auch durch die Verabreichung von künstlichen Hormonen beeinflusst werden. Das Hormongeschlecht bestimmt die Entwicklung des morphologischen Geschlechts.
5. Im Gehirn steuert die Hypophyse die Ausschüttung gonadotroper Hormone und damit einhergehend verschiedene Lebenszyklen, die bei Männern und Frauen unterschiedlich sind. Dies findet unter der Kontrolle des Hypothalamus statt, dessen Aktivität bei beiden Geschlechtern einem unterschiedlichen Verlaufsmuster folgt.

Es wird deutlich, dass allein auf biologischer Ebene keine klare Unterscheidung zwischen männlich und weiblich getroffen werden kann. *Lorber* und *Farell* (1991, zit.n. *Abdul-Hussain* 2012) postulieren daher die Auffassung von männlichem und weiblichem biologischen Geschlecht als Kontinuum, welches sich aus genetischem Geschlecht, Keimdrüsengeschlecht und Hormongeschlecht zusammensetzt. Nach *Bischof-Köhler* (2002) unterscheiden sich nicht nur die morphologische Geschlechtlichkeit bei Männern und Frauen, sondern auch die psychologischen Dispositionen der Geschlechter wie z.B. Interessen, Motive, Stil oder Emotionalität. Diese Dispositionen stellen allerdings keine Determinierung dar, sondern sie legen bestimmte Verhaltensweisen näher als andere.

Ausgehend von der Annahme, dass Gender in Enkulturations- und Sozialisationsprozessen entwickelt und vom jeweiligen sozialen, kulturellen und auch historischen Hintergrund abhängig ist, kann davon ausgegangen werden, dass Gender sozial konstruiert wird und grundsätzlich verändert werden kann. *Abdul-Hussain* (2012) weist in diesem Zusammenhang auf die große Bedeutung von social worlds sowie kollektiv- und subjektiv-mental Repräsentationen¹ (vgl. *Moscovici* 2001, *Petzold* 2007c) hin. Es handelt sich also um Theorien und Erklärungen des Subjekts über sich selbst, Andere und das Miteinander, die dem Subjekt dabei helfen, handlungsfähig zu sein. Auf das Geschlechterverhältnis bezogen bedeutet das, dass wir als soziokulturelle Gruppen in unseren täglichen Interaktionen Gender inszenieren und konstruieren. Im Rahmen von wechselseitigen Verhaltenserwartungen und -entsprechungen nehmen wir in jeder Situation unser

¹ Vgl. Kapitel 4.2

und das Geschlecht der anderen Personen wahr und agieren dementsprechend angemessen (*Abdul-Hussain 2012*).

Die biologistische Unterteilung von Geschlecht in eine soziale und eine biologische Dimension bleibt beim Sex-Gender-Ansatz allerdings weiterhin bestehen. Im Rahmen des sozialkonstruktivistischen Ansatzes von *West und Zimmerman (1987, zit.n. Abdul-Hussain 2012)* wird diese Unterscheidung in einem weitergehenden Modell des „Doing Gender“ neu gefasst. Sie postulieren eine dreigeteilte Begrifflichkeit:

- „sex“ für die bei der Geburt vorgenommene Klassifikation des Geschlechts aufgrund sozial vereinbarter und biologischer Kriterien,
- „sex-category“ für die alltägliche Zuordnung zu einem Geschlecht, die durch die geleistete Darstellung eines Individuums sozial gebildet wird und nicht mit „sex“ übereinstimmen muss sowie
- „gender“ für die gegenseitige Herstellung und intersubjektive Bestätigung von Geschlechtszugehörigkeit aufgrund eines den jeweiligen gesellschaftlichen Geschlechterbildern angemessenen Verhaltens.

Gender wird folglich als die Fähigkeit beschrieben, das eigene Verhalten so zu gestalten, dass die alltäglichen Praktiken mit der vorgenommenen Zuordnung übereinstimmen. Die gesellschaftlich postulierte Existenz zweier Geschlechter wird durch soziale Praxen hervor gebracht und permanent reproduziert, Geschlecht somit als soziale Konstruktion definiert (vgl. *Schigl 2012*).

Im Identitätskonzept der Integrativen Therapie spiegelt sich die soziale Konstruktion von Geschlecht und somit von Geschlechtsidentität über die enge Verknüpfung von Fremdzuschreibungen, deren kognitiver und emotionaler Bewertung und Selbstzuschreibungen für die Konstituierung von Identität wieder (ausführlicher dazu vgl. Kap. 4.2).

2.2 Genderintegrität

Eingelebte, interiorisierte Gendervorstellungen (*Petzold 2012e*) rekonstruieren die Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen laufend und halten diese aufrecht. Doing Gender als zentrales Moment jeder Kommunikation und Interaktion ist daher aufs Engste mit Macht verwoben. Im Kontext von Gender stellt sich für beide Geschlechter die Frage nach den Chancen, den eigenen Willen durchzusetzen sowie nach den Machtgrundlagen und der Teilhabe daran (*Abdul-Hussain 2012*).

Im Kontext der Integrativen Therapie wird Macht definiert als:

- direkte Macht, worunter die ausgeübte oder ausübbar willensgeleitete Möglichkeit von Personen, Gruppen oder Institutionen verstanden wird, durch das Verfügen über Informationen, materielle Ressourcen und Mittel der Gewalt die Willensentscheidungen, das Leben und die Lebensumstände von Menschen so bestimmen, dass sie von diesen nicht direkt beeinflusst werden kann sowie
- indirekte Macht und strukturelle Gewalt als Vernetzung anonymer, diffus verteilter Wirkmechanismen der Unterdrückung, der nicht legitimierten Reglementierung und Normierung in sozialen Netzwerken, Institutionen und Gesellschaften (*Petzold 2009d*).

Im Alltag wie auch in der therapeutischen Arbeit treten geschlechtsspezifische Verzerrungseffekte auf. In diesem Zusammenhang verdeutlichen die drei grundlegenden Annahmen des „Gender Bias“ die hohe Relevanz von Machtfragen für das Genderthema in Therapie und Beratung:

- die Annahme der Unterschiedlichkeit von Männern und Frauen, wo (möglicherweise) keine besteht,
- die Annahme der Gleichheit von Männern und Frauen, wo Gleichheit nicht vorhanden ist und
- die unterschiedliche Bewertung von Faktoren, die bei beiden Geschlechtern vorkommen (*Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2007*).

Petzold und *Orth* (2012) postulieren in diesem Zusammenhang mittels des Begriffs der „Genderintegrität“, in spezifischer und grundsätzlicher Wertschätzung für die Unverletzbarkeit und den Schutz einzutreten gegenüber 1. dem weiblichen Gender,

2. dem männlichen Gender und 3. den jeweiligen Genderbeziehungen zueinander und in ihrer wechselseitigen Bezogenheit. Ohne diskursive Wechselseitigkeit, kooperative und kokreative Zusammenarbeit der Gender in ihrer Verschiedenheit und Verbundenheit bei diesem Thema können Genderbewusstheit, Gendergerechtigkeit, Gender Mainstreaming und eine gendersensible Kultur nicht realisiert, entwickelt und gepflegt werden.

3 Männlichkeit im Blick

Verschiedene Denkströme haben sich mit Männlichkeit und der Frage der männlichen Identität befasst. In der Beschäftigung der Männer mit sich selbst wurde bereits „eine Plurität von Wegen und Möglichkeiten“ gedacht und fand über die Männerverständigungsliteratur² den Weg in die Öffentlichkeit. Die im Folgenden getroffene Auswahl bezieht sich auf besonders prägende Diskurse, deren Veröffentlichungen einerseits hohe Auflagen erreicht haben und die andererseits häufig zitiert, diskutiert und kritisiert wurden.

Männerforschung als eigener Gegenstand der Sozialwissenschaften ist ein relativ junges Feld, dessen Berechtigung immer wieder in Frage gestellt und mitunter auch erst begründet werden musste. Forschung war ja über die selbstverständlich vorgenommene Gleichsetzung des Männlichen mit dem Allgemein-Menschlichen auf Basis einer androzentristischen Sichtweise immer schon Männerforschung. Allerdings sind in dieser Art von „Männerforschung“ die Annahmen über Männer und Männlichkeiten implizit geblieben und nicht als solche kenntlich gemacht worden (Meuser 2006).

Nach *Michael Kimmel* (2000, zit. n. *Böhnisch* 2004) sind „die erste Strecke der Emanzipation [...] die Frauen gegangen, die zweite müssen nun die Männer gehen.“ Kimmel spricht dabei von einer „Transformation des Mannes“, über die die Männer nun eine eigene Entwicklungsperspektive anstreben müssten, um sich von der historischen Hypothek männlicher Hegemonialität zu befreien.

² Als „Verständigungsliteratur“ sind Texte gemeint, in denen Männer über sich und für sich sprechen, als Betroffene zu Betroffenen (Meuser 2006)

3.1 Männerbewegung

Die antisexistische und pro-feministische Männerbewegung der 1970er Jahre war geprägt von drastischen Defizitkonstruktionen, die es schwer machten, eine positive politische Identität jenseits männlicher Unterdrückung und Herrschaft zu entwickeln. Alles, was im traditionellen maskulinen Selbstverständnis positiv konnotiert ist, weil es männliche Souveränität garantiert, wurde zum Anlass von Leiden erklärt. Der Unterdrückter konnte nicht wie bei der feministischen Frauenbewegung im „Außen“ verortet werden, sondern befand sich in einem doppelten Sinn im „Inneren“: innerhalb der eigenen Geschlechtsgruppe und innerhalb der eigenen Person (Meuser 2006).

Beginnend in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wurden im Rahmen des Defizitdiskurses tradierte männliche Selbstverständlichkeiten zunehmend in Frage gestellt. Defizitäre Elemente männlicher Existenz wurden in allen Lebenslagen geortet. Alles, was im traditionellen männlichen Selbstverständnis als positiv konnotiert war, wurde als Anlass von Leiden gesehen. Mit zum Teil drastischen Worten wurden die Männer in einer „evolutionären Sackgasse“ (Jokisch 1982) geortet, Mannsein als „ein Zustand der Erkrankung“ (Pilgrim 1979) gesehen und Männer als „hassenswert“ (Schimmang 1979) bezeichnet (vgl. Meuser 2006). Die wesentlichen Merkmale des Defizitdiskurses sind

- ein psychologischer Erklärungsrahmen, in welchem die Defizite des Mannes als Folge einer psychischen Fehlanpassung gesehen werden, die über therapeutische Reflexion und Kommunikation verändert werden können,
- eine Idealisierung der Frau, auf deren Grundlage das weibliche als positiver Gegenhorizont zur defizitären männlichen Existenz betrachtet wird und der es
 - auf Initiative und mit Hilfe der Frauen – ermöglicht, die männlichen Defizite zu überwinden und
- eine profeministische Haltung, in der die Leistungen des Feminismus gewürdigt werden.

Wilfried Wieck, einer der Hauptvertreter dieser Richtung, pathologisiert in seinem Buch „Männer lassen lieben“ (1990) die emotionale Lage der Männer und sieht sie als Opfer einer von ihnen selbst geschaffenen Welt. Er begreift die Männer als inkompetent und unwissend hinsichtlich ihrer eigenen Befindlichkeit und ihrer

Bedürfnisse. Als Metapher zeichnet *Wieck* das Bild der „Frauensucht“, in der er den Ursprung allen Elends der Welt ortet. Schaden nimmt der Mann an seiner Seele: „Männer sind Opfer ihrer Täterschaft“ (*Schlautmann* 1992). Mit der Metapher der Frauensucht verdeutlicht *Wieck* auch, dass der Mann auf die Frau angewiesen ist und nur in der Beziehung zur Frau zu einem „ganzen“ Menschen werden kann. Als Ausweg sieht *Wieck* neben der Auflösung des weiblichen Monopols in der Kindererziehung und intensiven Gesprächen im partnerschaftlichen Alltag vor allem, dass die Frauen die Männer aus dieser einseitigen Abhängigkeit heraus führen sollen. Die traditionell weiblich konnotierte Zuständigkeit für Beziehungsarbeit bleibt im Defizitdiskurs bestehen, ohne hinterfragt zu werden. Eine Möglichkeit zur Selbstbefreiung von Männern zeigt *Wieck* nicht auf (vgl. *Meuser* 2006).

Es verwundert nicht, dass sich weitere Diskurse ausdifferenziert haben, die ein anderes Bild von Männlichkeit postulieren, wenn wie im eben beschriebenen dem Mann ein positiver Bezug auf seine Identität verstellt wird.

Der Begriff Maskulinismus wurde von *Joachim Bürger* (1992) geprägt, der seine Argumentation überwiegend den physiologischen Geschlechtsunterschieden aufbaut. In seinem Buch „Mann bist du gut! Was Männer den Frauen immer schon mal sagen wollten“ (1990) stellt *Bürger* den Mann als triebgesteuertes Wesen dar, während er die Frau durch eine angeborene Bequemlichkeit sowie Unlogik und Unberechenbarkeit gekennzeichnet sieht. Die Triebsteuerung begreift *Bürger* als Schicksal des Mannes, das ihn in eine ökonomisch vermittelte Abhängigkeit von der Frau bringe: er müsse arbeiten und zahlen, damit sie ihm Zugang zu ihrem Körper gewährt. Es gebe keine gemeinsamen Interessen der Geschlechter, über die man sich verständigen könne. Überhaupt seien Frauen zu einem vernünftigen Dialog nicht fähig. Die Ehe stelle für den Mann in eine lebenslange Knechtschaft dar und sei für „echte Männer“ hinderlich, was *Bürger* zu dem Ratschlag an die Männer führt, sich so weit als möglich dem familiären Alltag zu entziehen. Und obwohl Jungen „eingekreist von weiblicher Indoktrination“ aufwachsen, könne das ihren Selbstbehauptungswillen nicht brechen, da das Widerstandspotential gegen weibliche Indoktrinationsversuche in den Jungenbanden aufgebaut werde. Das müsse aber auch gar nicht forciert werden, denn dafür „sorgen die Chromosomen schon von ganz allein“ (zit.n. *Meuser* 2006).

Felix Stern setzt in seinem Buch „Und wer befreit die Männer?“ (1991) weniger auf Polemik, jedoch gehen seine Thesen in die gleiche Richtung: nicht die Frauen werden unterdrückt, sondern die Frauen unterdrücken die Männer. Obwohl er sich vom „Neo-Machoismus“ *Bürgers* distanziert, bezeichnet auch *Stern* die Männer als „Frauenknechte“, gefangen im „Mütter-Patriarchat“. Das sexuelle Begehren der Männer werde von den Frauen geschickt ausgenutzt, um die Männer systematisch auszubeuten. Die Krise der Männlichkeit, die *Stern* konstatiert, haben sich die Männer allerdings selbst zuzuschreiben, weil sie sich dem Feminismus gegenüber zu nachgiebig verhalten und der Frauenbewegung angebiedert haben. Die Politik der „neuen Männer“, die er anprangert, laufe auf eine Entmaskulinisierung der Kultur hinaus. *Stern* sieht keine geschlechtstypisch verteilten und entsprechend unterschiedlich bewerteten Eigenschaften, sondern vielmehr allgemein menschliche Eigenschaften. Unterdrückt werden nicht die Frauen, sondern „das 'Schwache' schlechthin ... , worunter gleichsam Frauen, Männer, Behinderte, Senioren und insbesondere Kinder fallen“ (vgl. *Meuser* 2006).

Nach *Meuser* (2006) liefern vor allem die Veröffentlichungen *Bürgers* (1990, 1991, 1992) keine argumentative Auseinandersetzung mit feministischen Positionen oder eine Reflexion über die soziale Situation des Mannes, sondern „Munition“ für den Geschlechterkampf.

Im Differenzdiskurs, der auch mythopoetische Männerbewegung genannt wird, wird der Suche nach einer originären, positiven Männlichkeit und der Wiedergewinnung einer ursprünglichen „Männerenergie“ nachgegangen. Dafür werden verschiedene symbolische Ressourcen wie Sagen, Mythen und Parabeln heran gezogen. Die weibliche Welt ist weder positiver noch negativer Gegenhorizont und der Kommunikation mit den Frauen wird keine Bedeutung zugemessen. Bekannter Vertreter der Mythopoeten ist *Robert Bly* mit seinem Bestseller „Eisenhans“ (1991). *Bly* stellt fest, dass mit der industriellen Revolution für die Männer ein Leiden begonnen habe, das mittlerweile eine Dimension erreicht habe, die nicht länger ignoriert werden dürfe. Zwar konstatiert er den Männern eine „dunkle Seite“, die sich in Ausbeutung der Erde, Unterdrückung der Frauen und einer Leidenschaft für Kriegsspiele zeigt. Eine genaue Beschreibung seiner Sicht der gegenwärtigen

Situation der Männer geht aber über die Feststellung eines Verlusts des „Wilden“ und eines Mangels an „Entschlossenheit“ nicht hinaus. Anhand einer Interpretation des Grimmschen Märchens vom „Eisenhans“ will er einen Weg aufzeigen, wie Männer wieder zu einer authentischen Männlichkeit gelangen können. Dafür propagiert er unter anderem eine zeitweise Separation von der Frauenwelt, eine radikale Ablösung von der Mutter sowie eine Initiation durch reife, erfahrene, ältere Männer. *Bly* hält es für unabdingbar, dass die Befreiungsbewegung der Männer autonom operiert. Einen Diskurs gemeinsam mit den Frauen hält er nicht für notwendig. Im Prozess der Initiation sieht *Bly* die Aneignung eines Habitus im Sinne einer verkörperten sozialen Praxis. Eine Reflexion auf kommunikativer Basis hält er für kontraindiziert (vgl. Meuser 2006). *Sam Keen* konstatiert in seinem Buch „Feuer im Bauch“ (1992), dass männliche und weibliche Lebenswelten wesensfremd seien. Diese Differenz sieht er als essentiell und somit nicht als sozial konstruiert, als physiologisch fundiert und nicht zu umgehen. Eine Auflösung dieser Differenz sei weder möglich noch beabsichtigt. Trotz ihrer biologischen Essenz sei Männlichkeit allerdings keine Selbstverständlichkeit, sondern müsse erst erworben werden.

Die Idealisierung der Frauen im Defizitdiskurs, die Abwertung der Frauen im Maskulinismuskurs und die Abgrenzung von den Frauen im Differenzdiskurs sind Strömungen der Männerbewegung, die von Betroffenen ausgehen. Sie lassen jedoch das Bestreben nach einer Begegnung zwischen Frauen und Männern in Korrespondenz und der gegenseitigen Annahme von Würde und Souveränität vermissen.

3.2 Männerforschung

Auf der politischen Basis der anti-sexistischen Männerbewegung und in kritischer Abgrenzung zur männerdominierten Wissenschaft wurde Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre in Großbritannien und den USA unter dem Etikett der „men's studies“ begonnen, eine kritische Theorie über Männlichkeit zu entwickeln. Im deutschsprachigen Raum hat die sozialwissenschaftliche Thematisierung des Mannes in seiner Geschlechtlichkeit ab Mitte der 1990er Jahre eingesetzt.

Im Blick feministischer Wissenschaftskritik hat sich die Wissenschaft in der angenommenen Gleichsetzung des Männlichen mit dem Allgemein-Menschlichen schon immer mit der sozialen Welt des Mannes befasst. Die in dieser Art von „Männerforschung“ enthaltenen Annahmen über Männer und Männlichkeiten sind jedoch implizit und nicht als solche kenntlich gemacht worden (*Meuser 2006*). Die kritische Männerforschung macht Mannsein und Männlichkeit zum Gegenstand der Betrachtung. Im Rahmen von konstruktivistischen Ansätzen wird die Sichtweise von multiplen Männlichkeiten anstatt einer einheitlichen Männlichkeit vertreten. Neben dem Blick auf die Deformationen, die der Mann durch seine Geschlechterrolle erfährt, werden die Machtverhältnisse sowohl hinsichtlich der Unterdrückung der Frau durch den Mann als auch hinsichtlich der Dominanzverhältnisse unter den Männern untersucht. Politisch werden die Männerstudien in den Kampf um eine Veränderung der Geschlechterverhältnisse eingebunden. Die Verknüpfung von Forschung und Praxis ist weitgehend Konsens im Diskurs der kritischen Männerforschung (vgl. *Meuser 2006*).

Hearn (1987) vertritt die Ansicht, dass die „normale Wissenschaft“ mit ihrem impliziten Androzentrismus selbst eine Institution des Patriarchats ist. Für *Morgan (1992)* ist Männerforschung keine neutrale Wissenschaft, bei der die eigene Involviertheit geleugnet und die politische Relevanz ausgeblendet wird. Nach *Böhnisch und Winter (1993)* zielt kritische Männerforschung darauf ab, die anthropologischen, psychischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedingungen für ein anderes Mannsein, eine andere Würde des Mannes zu analysieren und zu formulieren.

In der kritischen Männerforschung ist die machttheoretische Analyse der Position des Mannes im Geschlechterverhältnis zentral. Neben der systematischen Unterdrückung der Frau durch den Mann werden auch die Dominanzverhältnisse unter Männern untersucht. In der Theoriediskussion lassen sich zwei Modelle unterscheiden, mit denen das doppelte Machtverhältnis konzeptionell zu fassen versucht wird: das aus der feministischen Theorie entnommene und um den Binnenaspekt männlicher Macht erweiterte Konzept des Patriarchats und das Konzept der hegemonialen Männlichkeit.

Hearn (1987) begreift das Patriarchat als ein System der Unterdrückung, das sich in erster Linie gegen die Frauen richtet, aber auch gegen Kinder, Jugendliche und gegen die Männer selbst. Als Unterdrückung versteht er Praktiken der Diskriminierung, Ignorierung, Vernachlässigung und Verletzung anderer Menschen. Die Strukturen des Geschlechterverhältnisses sind die einer feudalen Ordnung. Als die männlich definierten Institutionen des Patriarchats benennt *Hearn* hierarchische Heterosexualität im Sinne einer „Zwangsheterosexualität“, institutionalisierte Vaterschaft, die sog. „klassischen“ Professionen der Medizin, des Rechts und der Kirche als Instanzen zur Kontrolle der Reproduktion und den Staat als Mittel, durch das die männlich bestimmte öffentliche Sphäre die Privatsphäre dominiert. *Hearn* nennt die aus der kulturkritischen Betrachtung der Männerrolle bekannten Phänomene von Stress und erhöhtem Gesundheitsrisiko, das z.B. Manager eingehen, aber auch militärische Aktionen. Wettbewerbs- und Konkurrenzsituationen lassen Männer zu Objekten männlichen Dominanzstrebens werden. Die Vermeidung einer oppressiven Praxis lasse sich nach *Hearn* für die Männer nicht verwirklichen, da sie an den Institutionen des Patriarchats scheitere (*Hearn* 1987, zit.n. *Meuser* 2006).

Connell (1999) nimmt in seinem Konzept der hegemonialen Männlichkeit auch die Machtverhältnisse unter Männern in den Blick. Er beschreibt hegemoniale Männlichkeit als eine Konfiguration von Geschlechtspraktiken, die insgesamt die dominante Position des Mannes im Geschlechterverhältnis festigen. Dabei handelt es sich nicht um eine feste Charaktereigenschaft, sondern um ein Bild von Männlichkeit, das die meiste Macht und den größten Einfluss verspricht und das dem doing gender der meisten Männer zugrunde liegt. Es beruht auf Abgrenzung durch Unterordnung, Abwertung und Marginalisierung sowohl von Frauen als auch von alternativen Formen von Männlichkeit. Hegemoniale Weiblichkeit kann es nach *Connell* aufgrund der globalen Dominanz des männlichen Geschlechts nicht geben. Die Strukturierung der Machtverhältnisse unter den Männern im Rahmen hegemonialer Männlichkeit erfolgt über eine Normalitätsorientierung, auf deren Basis Grenzziehungen vorgenommen werden und die zwischen Männern zu Abwertung und Ausgrenzung anderer Formen von Männlichkeit sowie zur Bildung von Abhängigkeits- oder Unterordnungsbeziehungen unter Männern führt. Alternative männliche Lebensweisen, die sich dem hegemonialen Muster entziehen bzw.

dagegen opponieren, werden abgewertet und ausgegrenzt. Solche Marginalisierungen beziehen sich auf homosexuelle Menschen, ethnische Minderheiten und andere Randgruppen. Über diesen Ausschluss erfolgt implizit eine Definition dessen, was Männlichkeit bedeutet (vgl. *Meuser* 2006). Nach *Donaldson* (1993) ist hegemoniale Männlichkeit ein Orientierungsmuster im Sinne eines Modells, das angestrebt wird, das aber nur von den wenigsten Männern in vollem Umfang realisiert werden kann. Dennoch profitieren die meisten Männer von der Vorherrschaft dieser Männlichkeitsform, indem sie an der „patriarchalen Dividende“ teilhaben, dem allgemeinen Vorteil, der den Männern aus ihrer dominanten Position im Geschlechterverhältnis erwächst. Hegemoniale Männlichkeit ist nach *Connell* nicht (mehr) unbedingt an manifeste Gewalt gebunden, da sie ja in legitimierte Herrschaftsverhältnisse eingebunden sei. Aufbrechende Formen männlicher Gewalt können daher auch als Zeichen von Ungleichgewichten und Krisen in der männlichen Dominanzstruktur gewertet werden.

Die Grenzen des Konzepts der männlichen Hegemonie sieht *Zeman* (1997) darin, dass Männer zwar Dominanzverhältnisse herstellen, gleichzeitig aber von den Verhältnissen dominiert werden. Männer sind den Bedingungen kapitalistischer Verwertung ohne die Rückzugsmöglichkeiten ausgesetzt, die Frauen über das gebären Können zur Verfügung stehen. Nach *Böhnisch* (2004) kann über das Hegemoniekonzept die Seite der Dominanz von Männlichkeit erklärt werden, nicht aber die Seite der männlichen Verfügbarkeit, der abhängigen Verstrickung in den industriekapitalistischen Verwertungszwang. Somit läuft dieses Konzept Gefahr, selbst zum Verdeckungszusammenhang zu werden, in dem Fragen struktureller Gewalt, unter der Männer leiden, nicht mehr thematisiert werden können.

Die Herausforderung des Aufwachsens in einer Welt, die gleichzeitig von Geschlechterdifferenz und Tendenzen zur Geschlechternivellierung geprägt ist, sieht *Böhnisch* darin, handlungsfähig zu bleiben. Die Risiken des Karrierebruchs, Arbeitsverlustes und der wiederkehrenden biografischen Entwertungen sind gestiegen und betreffen Männer in besonderem Maße, weil sie ihr Mannsein primär über Erwerbsarbeit und ihre sozialen Beziehungsnetze definieren. Das Streben nach Handlungsfähigkeit versteht *Böhnisch* als ein Bewältigungsverhalten, das Selbstwert, Anerkennung und Selbstwirksamkeit sucht. Vor dem Hintergrund der

Loslösung aus traditionellen Milieus und Rollenzumutungen, unsicheren Statusübergängen und dem Verlust an sozialökonomischer Sicherung tritt das Projekt des eigenen Lebens im Sinne einer Biografisierung mehr und mehr in die Regie der individuellen Lebensplanung und –gestaltung (*Böhnisch* 2004). Die Sozialisationsdynamik von Männern beschreibt Böhnisch mittels des Bewältigungsverhaltens, das Männer vor allem in kritischen Lebenssituationen an den Tag legen. Über das Phänomen der Externalisierung, die gesellschaftlich abverlangt, interaktiv eingespielt und psychodynamisch verschoben ist, erfolgt eine ritualisierte Reduktion der Komplexität von Männlichkeit und Mannsein, um handlungsfähig zu bleiben (vgl. Kap. 4.1).

Die kritische Männerforschung nimmt Männlichkeit vor allem unter dem Aspekt der Machtverhältnisse in den Blick, und zwar zum Einen jener zwischen den Geschlechtern und zum Anderen jener zwischen den Männern. Aspekte von Männlichkeit, die Ressourcen und Potentiale für männliche Lebensbewältigung darstellen, werden in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung bislang kaum berücksichtigt. Transdisziplinarität ermöglicht hier eine Konnektivierung disziplinspezifischer Erfahrungen, Wissensstände und Praxen, sodass im Zusammenfluss von Informationen, Kompetenzen und Performanzen transgredierende Erkenntnisse emergieren können (*Petzold* 2003a). Die geschlechtsbezogene Forschung in Gebieten wie der Neurobiologie und der Salutogenese sind aus Sicht des Autors sicherlich noch zu erweitern.

3.3 Männlichkeit im historischen Überblick

Connell betont in seinem Buch „Der gemachte Mann“ (1999), dass Männlichkeit nur innerhalb eines komplexen Geschlechterverhältnisses existiert und daher auch mit der Formierung der modernen Geschlechterordnung in Beziehung gesetzt werden muss. Als Ausgangspunkt für die Betrachtung der historischen Entwicklung von Männlichkeit wird in dieser Arbeit Beginn der Neuzeit gewählt. Ungefähr mit diesem Zeitpunkt begann unterstützt durch kommunikative Netzwerke, Buchdruck und die Künste ein idealtypisches Bild von Männlichkeit in weiten Teilen Europas Fuß zu

fassen, welches über Regionen und Herrschaftsgrenzen hinweg verbreitet wurde (*Schmale* 2003).

Im Zuge der Reformation und Renaissance wurden Vernunft und Wissenschaft zunehmend durch eine Abgrenzung von Natur und Gefühl konstituiert. Die Verknüpfung von Männlichkeit (als von Vernunft geprägte Charakterstruktur) und westlicher Zivilisation (die diese Vernunft in die rückständigen Teile der Welt hinaus trägt) diente als Legitimation des Patriarchats und des Imperialismus. Auf Grundlage der damals rein männlichen Berufe des Soldaten und des Seefahrers wurden Kolonialimperien errichtet waren überwiegend männlich geprägt. Frauen in den Kolonien waren entweder Ehefrauen oder Diensthilfen und somit Angehörige eines von einem Mann beherrschten Haushalts. Die anwachsenden Städte wurden zu Zentren des Handelskapitalismus und brachten neue Lebensstile hervor. Das Leben in den Städten war anonym als auf dem Land und machte eine größere Individualität möglich. Über die Vermehrung von Reichtum durch Handel, Sklaverei und Ausbeutung der Kolonien kam eine berechnende Rationalität in die städtische Kultur. Nach den Religions- und dynastischen Kriegen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts wurde die patriarchale Ordnung durch den zentralistischen Staat wieder konsolidiert. Im Absolutismus erfolgte eine Institutionalisierung männlicher Macht, in deren Rahmen Berufsheere eine Schlüsselrolle spielten. Heldenmut wurde zu einem Beweis von Männlichkeit und Vaterlandsliebe (*Connell* 1999).

Die vorindustrielle Wirtschafts- und Sozialkonstellation war in weiten Teilen Europas durch die Einheit von Leben, Arbeiten und Wohnen bestimmt (das „Ganze Haus“). Auf der einen Seite dominierte die Macht des Hausvaters, dem die sozialen Außenbeziehungen des „Ganzen Hauses“ sowie die ökonomischen und politischen Geschäfte oblagen. Diese Macht war in der sozialen Praxis aber durchaus eingeschränkt durch die häusliche Macht der Frauen, die den Alltag der in sich geschlossenen Produktions- und Lebenseinheit des „Ganzen Hauses“ steuerten. Die aufkommende industrielle Wirtschaftsweise machte eine Trennung zwischen den Bereichen der industriellen Produktion und der sozialen Reproduktion erforderlich. Damit einher gehend erfolgte die Trennung von Wohnen und Arbeit, Arbeit und arbeitsfreier Zeit, Öffentlichkeit und Privatheit sowie von Familie und industrieller Produktionswelt. Als Arbeitskräfte boten sich die Männer vor allem aufgrund ihrer

größeren Körperkraft an. Bei den Frauen war aus Sicht der Produktionsbetriebe mit Ausfallzeiten durch Schwangerschaft und Geburt von Kindern zu rechnen. Der häusliche Bereich war vorwiegend auf die Wiederherstellung der Arbeitskraft des Mannes ausgerichtet und hatte keine eigenständige ökonomische Macht. So entwickelte sich das industrielle geschlechtsduale Modell der Bindung der Frau an die familiäre Privatsphäre und der Eingliederung des Mannes in die Welt der industriellen Produktion. Die Hierarchisierung der Geschlechterverhältnisse erfolgte durch die zunehmende Bedeutung von linearem ökonomischen Wachstum und damit dem Vorrang der industriellen Produktionssphäre (*Böhnisch 2004*).

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen sich im Zuge eines Modernisierungsschubs des Industriekapitalismus komplexere Formen der industriellen Arbeitsteilung herauszubilden. Damit einhergehend veränderten sich die industriellen Organisations- und Führungsstrukturen. Die Unternehmen wurden größer und anonym und das Industriepatrimonat wurde von der Oligarchie der Aktiengesellschaften abgelöst. Mit den Regelerfordernissen der modernen gesellschaftlichen Arbeitsteilung stieg auch die Bürokratisierung des Staates. Die umfassende Rationalisierung und Differenzierung der Produktion, einhergehend mit einer Zerlegung der Arbeitsprozesse als Basis für die Massenproduktion, verlangte eine mittel- bis hochqualifizierte Massenarbeit. Überkommene rigide Geschlechterrollen blockierten allerdings die Flexibilisierung der Arbeits- und Sozialbeziehungen. Der Industriekapitalismus begann sich für die Frauen auch deshalb zu öffnen, weil das gesamte Humankapital benötigt wurde, nicht nur das der Männer. Die fordistische Wirtschaftsweise und die damit zusammenhängende Sozial-, Konsum- und Bildungskultur brachte eine Neustrukturierung der Geschlechtergesellschaft. Im Rahmen einer zunehmenden gesellschaftlichen Individualisierung schien die Einheit der Familie als Voraussetzung für ihre soziale Reproduktionskraft, die der Industriekapitalismus dringend brauchte, nicht mehr gegeben. Das Patriarchat büßte zunehmend seine Ethik der patrimonialen Verantwortung ein. Nach dem industriekapitalistischen Leitgesetz der gegenseitigen Entsprechung von Massenproduktion und Massenkonsum entstand eine die gesamte Gesellschaft durchdringende Konsum- und Freizeitkultur. Aus Arbeitern/Arbeiterinnen und Angestellten wurden Konsumenten und Konsumentinnen mit einer zunehmend differenzierten Palette von Konsum- und Lebensstilen, in denen

auch die Geschlechterrollen ausdifferenziert und die Geschlechterverhältnisse pluralisiert wurden (*Böhnisch* 2004).

Trotz erster Nivellierungstendenzen im öffentlichen Geschlechterverhältnis blieb eine deutliche Dominanz des Männlichen in der öffentlichen und familialen Kultur der modernisierten Konsumgesellschaft bestehen. Das Verhältnis von Produktion und Reproduktion hatte zwar seine geschlechterhierarchische Wertigkeit verändert und war elastischer geworden, blieb aber in seiner Struktur unangetastet. Die Transformierung von der industriellen Arbeitsgesellschaft in die postindustrielle Gesellschaft des digitalen Kapitalismus³ hat einen folgenschweren Umbruch für die männerdominierte und -dominierende Arbeitsgesellschaft mit sich gebracht. Massenarbeit wird immer weniger gebraucht, durch neue Technologien ersetzt oder in Billiglohnländer ausgelagert. Den sozialstaatlich regulierten Sozial- und Geschlechterkompromissen steht heute die ökonomische und technologische Welt der Rationalisierung und Globalisierung gegenüber. Die Ökonomie entledigt sich durch Internationalisierung zunehmend ihrer Abhängigkeit von der nationalen Gesellschaft und ihrem Humankapital. Die Selbstverständlichkeiten männlicher Dominanz werden zunehmend von der ökonomisch-technologischen Dominanz des digitalen Kapitalismus abgelöst. Normalarbeitsverhältnisse im Sinne eines lebenslang gültigen Berufs, tariflicher und sozialer Absicherung sowie Vollzeitarbeit stellen keine Selbstverständlichkeit mehr dar. Dennoch orientiert sich die Mehrheit der Männer nach wie vor an diesem Modell. Die Übereinkunft zwischen den Geschlechtern darüber, wie der Aufbau der Familie und die Erziehung der Kinder realisiert werden kann, bleibt ihnen privat überlassen. Der „abstract worker“ muss seine sozialen Bindungen und seine Geschlechtszugehörigkeit in der Privatheit zurück lassen. Gleichzeitig liegt diese Aushandlung aber nicht in der freien Verfügbarkeit der Geschlechter. Die Intensivierung und Flexibilisierung der Arbeit und die höhere industrielle Verfügbarkeit des Mannes führen dazu, dass sich die traditionelle Rollenaufteilung der Geschlechter in den Familien als resistent erweist bzw. neu ausgehandelt wird, allerdings restituiver, als es die Entwicklung der Geschlechtergleichstellung erwarten ließe (*Böhnisch* 2004).

³ Unter digitalem Kapitalismus versteht *Böhnisch* Phänomene der sozialen Entbettung der Ökonomie, der Abstraktion der Arbeit von sozialen Bindungen und der Ortlosigkeit einer globalen Kapitalzirkulation (*Böhnisch* 2004)

Die Geschlechterfrage behielt bis heute ihr Doppelgesicht. Neben dem Trend zur egalitären Geschlechterkultur entwickelten sich neue Formen hegemonialer Männlichkeit, die in entsprechenden Leitfiguren verkörpert sind. Zum Einen werden diese Positionen überwiegend von Männern eingenommen. Zum Anderen ist das Prinzip der Externalisierung, das als Ausdruck männlichen Denkens und Handelns gilt, als Leitprinzip der gesellschaftlichen Erfolgskultur weiterhin wirksam (*Böhnisch* 2004).

4 Männliche Sozialisation und männliche Identität

Von den anthropologischen Grundlagen der Integrativen Therapie her wird der Mensch – genderspezifisch Mann und Frau – als ein in soziale Beziehungen und ökologische Kontexte eingebundenes Wesen betrachtet. Er ist also wesensmäßig ein Koexistierender, ein personales System, das in komplexen Sozialisationsprozessen aus der Interaktion mit anderen Systemen seine Identität gewinnt (*Hass, Petzold* 1999).

4.1 Männliche Sozialisation

Komplexe Sozialisation wird im Integrativen Ansatz als die wechselseitige Beeinflussung von Systemen entlang des Zeitkontinuums in Prozessen der Korrespondenz, Kooperation und Kokreation mit Bezug auf die materielle, ökologische und soziale Wirklichkeit und deren gemeinschaftliche Interpretation und Gestaltung aufgefasst. Es ist der – gelingende oder misslingende – Prozess der Entstehung und Entwicklung des Leibsobjekts mit seiner Persönlichkeit (Selbst, Ich, Identität) in komplexen Feldern bzw. Feldsektoren, in sozialen Netzwerken und Konvois über die Lebensspanne hin (*Petzold* 2001p).

Bezogen auf die Sozialisation von Jungen und Männern formulieren *Böhnisch* und *Winter* (1997) die These, dass Jungen im Zuge ihrer Sozialisation in ihrem Selbstbezug eher nach außen gedrängt werden und sich entsprechend im Außen ihren geschlechtswirksamen Identifikationsraum suchen. Das Phänomen der

„Externalisierung“ hat von Anfang an große Bedeutung für die männliche Sozialisation und wird als Grundlage für die Überlegungen zu einem männerspezifischen Therapieangebot in der vorliegenden Arbeit heran gezogen. Der von Böhnisch und Winter definierte Begriff des „Gendering“ ist jener gesellschaftliche Prozess, in dessen Rahmen die soziale Kategorie Geschlecht im Zusammenspiel von geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung sowie geschlechtsbezogenen Interaktionsformen und Rollensystemen konstruiert wird. Über das Gendering wird den Jungen ein Bild von Männlichkeit vermittelt, das sich von dem Bild von Weiblichkeit fundamental unterscheidet (*Böhnisch, Winter 1997*). Gendering erfolgt durch die tagtägliche Konfrontation der Jungen mit

- einer geschlechtsbezogenen Arbeitsteilung, die auch eine Hierarchie beinhaltet: Männer sind weitgehend in anderen Arbeitsbereichen als Frauen tätig, und diese Tätigkeiten werden hinsichtlich Prestige, Macht und Bezahlung meist höher bewertet,
- geschlechtsbezogenen Interaktionsformen: z.B. ein höherer Redeanteil von Männern in Diskussionen und die „forschere“ Art, mit der sich Männer in Diskussionen einbringen oder mehr Körperkontakt durch Frauen und
- geschlechtsbezogenen Rollensystemen: z.B. das Auftreten der Mutter als emotionale Versorgerin und des Vaters als materiellen Versorger (*Böhnisch, Winter 1997*).

Die durch Gendering vermittelten Männlichkeitsattribute werden von den Jungen zunächst als generelle Anforderungen an alle Jungen und Männer verstanden. Entscheidend für die Wirksamkeit von Gendering ist, dass die derart erfolgende soziale und somit grundsätzlich veränderbare Konstruktion der Kategorie Geschlecht für die Jungen und auch für die meisten Erwachsenen kaum erkennbar ist. Geschlechterunterschiede – auch die sozial konstruierten – werden als naturgegeben hingenommen. Den Jungen und in der Regel auch den Männern fehlt weitgehend die Möglichkeit, solche Zuschreibungen grundsätzlich in Frage zu stellen, ihre Nützlichkeit zu reflektieren und sie gegebenenfalls als für die eigene Person unzutreffend zurück zu weisen. Jungen und Männer, die mit ihrem Verhalten oder ihren Einstellungen das vorherrschende hegemoniale Männlichkeitsbild herausfordern, haben meist mit deutlichen Sanktionen zu rechnen, und zwar sowohl von den anderen Jungen und Männern als auch von Mädchen und Frauen. Diese Ablehnung und Diskriminierung geschieht dabei unabhängig davon, ob die

Normabweichung bewusst – etwa als Ergebnis eines Reflexionsprozesses – oder auch unbewusst – z.B. aufgrund eines offensichtlichen Mangels an traditionellen Männlichkeitsattributen – geschieht (*Neumann, Sufke 2004*).

Auf gesellschaftlicher Ebene bedeutet das also, dass Jungen auf der Suche nach ihrer Geschlechtsidentität

- dem alltäglichen und vielfältig wirksamen Prozess des Gendering ausgesetzt sind
- diesen Einfluss nur schwer erkennen, reflektieren und gegebenenfalls zurückweisen können und
- mit massiven Sanktionen rechnen müssen, wenn sie sich den Prinzipien hegemonialer Männlichkeit widersetzen (*Neumann, Sufke 2004*).

Prozesse der Identitätsfindung sind eng mit den Möglichkeiten der Alltagsidentifikation verknüpft. Die Alltagswelt der Jungen ist in den ersten Lebensjahren vor allem durch Frauen geprägt: durch die Mutter, durch Nachbarinnen, Erzieherinnen und Lehrerinnen geprägt. In all diesen Bereichen fehlen emotional greifbare Männer oder sind in Alltagssituationen deutlich unterrepräsentiert. Wenn sie da sind, sind es oft Ausnahmesituationen, an den Abenden und Wochenenden oder im Urlaub. Allerdings sind die Männer dann meist nicht emotional präsent und für die Jungen nicht mit ihren Sorgen und Problemen spürbar. Hinzu kommt, dass die Jungen die Mutter im Alltag oft auch stellvertretend für den Vater und in seinem Namen agierend erleben, was den Vater übermächtig erscheinen lässt (*Böhnisch, Winter 1997*). Die deutlich geringere Präsenz der Männer in der frühkindlichen Alltagswelt führt dazu, dass die Jungen kaum die Möglichkeit einer männlichen Geschlechtsidentifikation über ein gleichgeschlechtliches Gegenüber haben. So sind sie auf eine Umwegidentifikation angewiesen. Mannsein wird vom Jungen an dem gemessen, was die Menschen in seiner Umgebung haben: körperliche Merkmale, Geld, Güter, Ansehen, Macht, das Auftreten. Hier sind es hauptsächlich die Männer, die diese Merkmale besitzen (z.B. Penis, Bart, Auto, Bestrafungsmacht). Auch im Rollenverhalten zeigen sich dem Jungen Unterschiede zwischen Frauen und Männern. So wird die Mutter vom Jungen als „Nicht-Mann“ erkannt. Die männliche Geschlechtsidentifikation verläuft über die Distanzierung, Negation und Abwertung von den sichtbaren weiblichen und

damit nicht männlichen Geschlechtsmerkmalen und Ausdrucksformen: Mann ist Nicht-Nicht-Mann (*Böhnisch* 2004).

Jungen werden schon sehr früh – früher und in größerem Ausmaß als Mädchen – zu einem selbständigen und nach außen gerichteten Verhalten ermuntert. Früher und öfter als Mädchen wird Jungen erlaubt, außerhalb des Hauses bzw. ohne Beaufsichtigung zu spielen oder Botengänge zu verrichten. Dabei lernen sie schon früh, sich in der äußeren Welt zurecht zu finden. Anhänglichkeit und Hilfesuche werden bei Jungen eher sanktioniert, sodass sie sich zunehmend weniger an den eigenen Impulsen, sondern vermehrt an den äußerlichen Gegebenheiten orientieren. Für die Jungen bedeutet das, dass schon früh weniger auf die aus ihrem Selbst entstehenden Bedürfnisse und Impulse eingegangen wird. Ihre Gefühle werden ihnen nicht mehr so sehr gespiegelt, sodass deren Integration ins Selbstkonzept erschwert wird. Auch fehlt ihnen weitgehend die Erfahrung, dass alle ihre Impulse akzeptiert und geliebt werden, da in der Welt draußen andere Spielregeln gelten als in der Familie. Vor allem negativ besetzte und mit Unsicherheit verknüpfte Gefühle werden, verstärkt durch die entsprechenden Reaktionen des Umfeldes, abgelehnt und mit Scham besetzt (vgl. *Neumann, Süfke* 2004).

Nach *Böhnisch* und *Winter* (1997) ist Externalisierung die Leitlinie männlicher Lebensbewältigung, die den weiteren Bewältigungsprinzipien zugrunde liegt:

- Stummheit: Männer sprechen selten von sich selbst, und wenn, dann eher knapp und kurz angebunden, weil ihnen der Bezug zum eigenen Selbst fehlt. Zudem ist ein Teil der Gefühle und Bedürfnisse, mit denen Männer konfrontiert sind, wie Angst, Hilflosigkeit oder Nähebedürfnisse, mit Abwehr und Scham besetzt. So fällt es ihnen schwer, sich dieser Impulse gewahr zu werden und darüber zu sprechen. Die Stummheit der Männer kann als eine emotionale Sprachlosigkeit sich selbst und anderen gegenüber beschrieben werden.
- Alleinsein: Die genannten Schwierigkeiten vieler Männer, sich anderen über sich selbst mitzuteilen sowie sich den Gefühlen und Bedürfnissen anderer zuzuwenden, führen zu Alleinsein, Einsamkeitsgefühlen und emotionaler Isolation. Kooperation erscheint als hinderlich für das selbständig sein Können und für den Konkurrenzkampf mit anderen Männern. Kulturell wird dieses

Alleinsein häufig überhöht (z.B. im Bild des „lonesome cowboy“) und als selbstgenügsam anstatt als einsam dargestellt.

- Rationalität: Die Abwehr und Abwertung selbstbezogener emotionaler Bereiche geht einher mit einer Überbetonung von Wissenschaftlichkeit, Verstand, Logik und dem Diktat des Machbaren. Wie sich etwas anfühlt, erscheint unwichtig und nebensächlich. Es kommt vorwiegend darauf an, was sich daraus machen lässt.
- Kontrolle: Über Kontrolle werden die eigenen Bedürfnisse und Gefühle in Schach gehalten und ein sich fallen lassen oder sich Hingeben verhindert. Zudem müssen zur Aufrechterhaltung des männlichen Machtsystems andere unter Kontrolle gehalten werden. Der Alkoholkonsum von Männern kann zum Teil sicherlich als Versuch interpretiert werden, dem eigenen Kontrollzwang zumindest zeitweilig zu entfliehen.
- Körperferne: Körperferne der Männer äußert sich zunächst in einer Funktionalisierung des eigenen Körpers. Der Körper wird als „Mittel zum Zweck“ gesehen, als Werkzeug, das zur Erledigung der Aufgaben eines Mannes dient. Es gilt als Auszeichnung, einen „bestens funktionierenden“ Körper zu haben, der kaum „Wartung“ benötigt. So sind viele Männer stolz darauf, auch trotz durchaus schwerer Erkrankungen nicht zum Arzt zu gehen und keinen einzigen Arbeitstag verpasst zu haben. Darüber hinaus wird Körperlichkeit unter Männern in unserem Kulturkreis meist mit Homosexualität assoziiert und daher ausgespart, um dem Verdacht der Homosexualität zu entgehen. Der neue männliche Körperkult, der sich in den letzten Jahren zunehmend etabliert hat (z.B. Metrosexualität), ist in diesem Zusammenhang dennoch nicht als Zeichen eines grundlegend sich verändernden Zugangs von Männern zu ihrem Körper zu werten, sondern eher als ein weiteres Bestreben nach einer nach außen gerichteten Demonstration von Kraft und Attraktivität.
- Gewalt und Benutzung: Die bereits erwähnten Prinzipien männlicher Lebensbewältigung legen nahe, dass das Prinzip der gewaltvollen Aneignung von vielen Männern als selbstverständliche Strategie gilt. Von Stummheit, Alleinsein, Rationalität, Kontrolle und Körperferne ist es nicht mehr weit dahin, sich das, was man will, einfach zu nehmen und dabei über die Grenzen anderer, der Umwelt und von sich selbst zu gehen (*Böhnisch, Winter 1997*).

Das Prinzip der Externalisierung macht zwar einige Phänomene deutlich, die in der Begegnung mit Männern im Alltag zu verzeichnen sind und die auch Probleme für das Umfeld und für die Männer selbst mit sich bringen können. Externalisierung als Bewältigungsverhalten, das auf Selbstwert, Anerkennung und Selbstwirksamkeit ausgerichtet ist, bringt allerdings nicht nur Defizite und Begrenzungen mit sich, sondern auch Ressourcen und Bewältigungsstrategien, die in manchen Lebenslagen durchaus hilfreiches Coping darstellen. Exemplarisch und ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hier genannt⁴:

- Die Fähigkeit zu fokussieren und dabei anderes, für den Moment weniger wichtiges auszublenden,
- das Bestreben nach Selbstbehauptung und Durchsetzungsvermögen
- Leistungsbereitschaft
- Handlungsorientierung
- Bewegungsorientierung
- Systematisieren, sich Überblick verschaffen
- u.v.m.

Das Konzept der Externalisierung läuft aus Sicht des Autors Gefahr, eine einseitige, defizitorientierte Sichtweise auf die Männer einzunehmen. Wenngleich hier keine Umdeutung von Defiziten in Stärken erfolgen soll, ist für ein ressourcen- und salutogeneseorientiertes Vorgehen in der Therapie jedoch eine umfassendere Sichtweise erforderlich, die Stärken und Schwächen in den Blick nimmt.

4.2 Das Identitätskonzept der Integrativen Therapie

Identität konstituiert sich im „Aushandeln von Grenzen und Positionen“ (*Müller, Petzold* 1999) durch Ko-respondenzen, Konsens-Dissens-Prozesse von Subjekten in

⁴ An dieser Stelle sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die genannten Merkmale und Verhaltensweisen nicht als geschlechtsspezifisch, d.h. ausschließlich und immer bei Männern zu beobachten sind. Sie zeigen sich sowohl bei Männern als auch bei Frauen, bei manchen mehr und bei manchen weniger stark ausgeprägt.

sozialen Netzwerken und Welten. Durch diese Prozesse wird sie „emanzipierte Identität“ (*Petzold* 2003a), die beständig im Poylog (*Petzold* 2002c) mit bedeutsamen Anderen überschritten wird und als transversale Identität eines pluriformen Selbst in einer lebenslangen Entwicklung steht. Dies gelingt, wo sich individuelle Identitätsarbeit mit einer kollektiven, auf die Identität der Gemeinschaft und das Gemeinwohl gerichteten Arbeit verbindet (*Petzold* 2000h).

Die anthropologische Position der Integrativen Therapie besagt, dass der Mensch – als Mann und Frau – Leib-Subjekt und Teil der Lebenswelt ist, ein Körper-Seele-Geist-Wesen, verschränkt mit dem sozialen und ökologischen Kontext/Kontinuum. Durch Ko-respondenz (*idem* 1978c) mit relevanten Anderen ist der Mensch fähig, ein personales Selbst mit emergierendem Ich und transversaler Identität auszubilden. Dies erfolgt in einem Prozess beständigen Wandels über die Lebensspanne hin. Durch zunehmende Exzentrizität und Sinnerfassungskapazität ist der Mensch in der Lage, an Souveränität zu gewinnen und sein Begehren und seine Interessen hinlänglich zu steuern. Über eigenes Wollen und Handeln ist der Mensch fähig, „Hominität und Humanität“ zu entwickeln (*Petzold* 2003e).

Das Selbst als Leibselbst sind im Leibgedächtnis festgehaltene Repräsentationen komplexer, interdependenter sensumotorischer, emotionaler, kognitiver, volitiver und sozial-kommunikativer Schemata bzw. Stile, die kommotibel über die Lebensspanne hin ausgebildet wurden und wirksam werden (vgl. *Petzold* 1970 c, 1996a). Es ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „Ich“ als Aktionspotential des Selbstes zu anderen Selbstes und zur Welt hin zu bilden (vgl. *Petzold* 1992a)

Im Zusammenwirken von genetisch bedingten Reifungsschritten und Stimulierungen aus dem Umfeld entwickelt sich ein „reflexives Ich“ als Gesamtheit der primären (Denken, Fühlen, Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren), sekundären (Nähe-Distanz-Regulierung, Kreativität, Identitätsbildung) und tertiären (z.B. soziales Gewissen, politische Sensibilität, ethische und ästhetische Differenzierungen) Ich-Funktionen. Eine der höchsten Ich-Leistungen ist die Konstituierung der persönlichen Identität des Subjekts als Ko-Subjekt (vgl. *Petzold* 2003e).

Identität geht aus dem Zusammenwirken von Selbst/Ich und Kontext/Kontinuum hervor. Aufgrund differentieller Erlebens- und Bewertungsprozesse werden persönliche Identität (selbstattributiv) und soziale Identität (fremdattributiv) miteinander verschränkt. Dabei wirkt Identität wieder formend auf das Leibselbst zurück und zu anderen Ko-Subjekten hin, für deren Identitätsprozesse es konstitutiv wird. Hier zeigt sich, dass in der Identität sowohl die subjektive als auch die soziale Dimension zum Tragen kommen (*Petzold 2001p*).

Nach Petzold beinhalten Identitätsprozesse folgende Elemente:

I. Fremdzuschreibungen – auch Fremdattributionen oder Identifizierungen genannt, kommen aus dem sozialen Außenfeld, zumeist aus dem persönlichen Konvoi oder anderen Polyaden.

II. Bewertung – diese eingehenden Attributionen werden auf verschiedenen Ebenen und in verschiedener Art bewertet, und sie werden in unterschiedlicher Bewusstseinsklarheit zugänglich:

II.a Marking: Die oft nur subliminal wahrgenommenen Attribuierungen von außen werden im Rahmen von neurobiologischen Markierungsprozessen unter anderem in der Amygdala abgespeichert und sind z.B. über das Spüren einer Erregung zugänglich.

II.b Valuation: Auf psychischer Ebene erfolgt eine bewusste oder unbewusste emotionale Bewertung der Attribuierungen unter Einbezug des Hippocampus, die z.B. über das Fühlen einer Stimmung erlebt wird.

II.c Appraisal: Im präfrontalen Cortex erfolgt eine rationale Einschätzung der Situation auf der Ebene des Denkens, z.B. über das Beurteilen und Einschätzen von sich selbst im Kontext.

III. Selbstzuschreibungen – auch Selbstattributionen oder Identifikationen genannt: aufgrund der Bewertungen wird es möglich, sich mit den Attributionen insgesamt, partiell oder auch gar nicht zu identifizieren.

IV. Internalisierung / Interiorisierung – wenn die Identifikationen erfolgt und die Bewertungen deutlich sind, können sie – einschließlich der Prozesse, die zur Identifikation geführt haben – dauerhaft im Langzeitgedächtnis abgespeichert werden (*Petzold 2001p*).

Die Bewertung sowohl von Identifizierungen als auch von Identifikationen führt zur Einordnung in biografische Sinnzusammenhänge, d.h. zu Internalisierungen und Interiorisierungen. Internalisierung wird als das sich zu Eigen Machen von Werten, Normen, Auffassungen, auch von Wissen verstanden. Interiorisierung als Nutzung des Attribuierten im Selbstbezug geht darüber hinaus. Es ist die abspeichernde Aufnahme von Außenstimuli ins Leibgedächtnis einschließlich der eigenleiblichen Reaktionen auf diese Eindrücke, der interaktionalen Prozesse zwischen den Beteiligten sowie die Anwendung des von Anderen Erfahrenen andern Menschen gegenüber, auch sich selbst, dem eigenen Selbst gegenüber als wäre es ein Anderer (vgl. *Petzold 2012e*).

Die Identitätsentwicklung des Menschen ist als offener – und so lange er lebt – unabschließbarer „Prozess der Selbstkonstitution“ (*Baumann 1995a, 229, zit.n. Petzold 2012a*) zu sehen. Durch Akte kritischer Metareflexion entsteht „emanzipierte Identität“, die sich immer wieder zu überschreiten vermag, also über eine transversale Qualität verfügt („transversale Identität“). Transversalität kennzeichnet das Wesen des Integrativen Ansatzes in spezifischer Weise und ist zu verstehen als offenes, nicht lineares, prozessuales, pluriformes Denken, Fühlen, Wollen und Handeln mit permanenten Übergängen und Überschreitungen. So können Erkenntnishorizonte und Handlungsspielräume ausgedehnt werden (vgl. *Petzold 1981I, in Petzold 2012a*).

Der Mensch als reflexives Subjekt versucht, sich selbst und die Welt im Lebenszusammenhang und in der Lebensspanne (d.h. im Lebensganzen) zu verstehen und zu gestalten. Identitätsarbeit als der sich vollziehende, fungierende und intentionale Identitätsprozess über die Lebenszeit hin erfolgt in Prozessen der Vermittlung von persönlichen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Ansprüchen bzw. Rahmenbedingungen (*Petzold 1988t*). Über Identitätsarbeit werden Identitätsstile herausgebildet. Es sind vom Subjekt und von den Lebenskontexten gleichermaßen bestimmte Formen der verbalen und aktionalen Selbstinszenierung, mit der die Partizipation an sozialen Polyaden, Gruppen und Gemeinschaften, die spezifische „Lifestyles“ praktizieren und kultivieren, geregelt wird (vgl. *Petzold 1994d*). „Lifestyles“ sind durch Menschen in sozialen Gruppen über hinlängliche Synchronisation kollektiv-mentaler Repräsentationen inszenierte Formen sozialen

Lebens. In ihnen werden Verbindungen zwischen Individuen durch geteilte Praxen, Symbole und Präferenzen („life style marker“) sowie spezifische Interaktionsformen, Rituale, Ziele und Werte geschaffen. Identitätsstile werden auf eine Weise mit „life style markern“ versorgt, dass durch die Zugehörigkeit zu einer „life style community“ eine Identitätsstärkung erfolgt. Dabei soll die Partizipation an verschiedenen „Lifestyles“ mit hoher Flexibilität bei hinlänglicher Stabilität möglich bleiben (ibid.).

Soziale Repräsentationen dienen als System von Werten, Ideen und Praktiken dazu, eine Ordnung herzustellen, in der Individuen sich in der materiellen und sozialen Welt orientieren können. Sie ermöglichen den Menschen einer Gemeinschaft sozialen Austausch sowie das unzweifelhafte Benennen und Klassifizieren der verschiedenen Aspekte der Welt und ihrer individuellen Gruppengeschichte (Moscovici 1976, zit.n. Petzold 2012a).

In der Integrativen Therapie werden unter „komplexen sozialen Repräsentationen“ – auch „kollektiv-mentale Repräsentationen“ genannt – Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens und ihren Umsetzungen in konkretes Handeln verstanden (Petzold 2000h). Die Idee der „Sozialen Welten“ als intermentale⁵ Wirklichkeiten, die aus geteilten Sichtweisen auf die Welt entstehen und geteilte Sichtweisen auf die Welt bilden, ist diesem Konzept sehr ähnlich. Hier werden die rekursiven Prozesse deutlich, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen: Soziale Welten schließen Menschen zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und zugleich werden Soziale Welten durch solche Zusammenschlüsse gebildet (ibid.).

In kollektiven Repräsentationen sind Kollektive von Individuen mit ihrer „intermentalalen Wirklichkeit“ repräsentiert. In der „intramentalalen Wirklichkeit“ von Individuen ist das Denken, Fühlen und Wollen von Kollektiven präsent, was ihre Persönlichkeit, insbesondere ihre Identität nachhaltig prägt (Petzold 2012a).

„Komplexe persönliche Repräsentationen“ – auch „subjektiv-mentale Repräsentationen“ genannt – sind die für einen Menschen charakteristischen, in

⁵ Der Begriff „mental“ ist nicht allein als „Konstrukt der Vergeistigung“ zu sehen, sondern wesentlich als Konstrukt, in dem Geist „verleiblicht“, mens als zerebrale Aufzeichnung von Welt- und Selbsterfahrung, als „Mentalisierung“ gedacht wird (Petzold 2005r, t, zit.n. Petzold 2012).

Enkulturation und Sozialisation erworbenen, emotional bewerteten, kognitiv eingeschätzten und dann verkörperten Bilder über die Welt, über „mich-selbst“, die „Anderen“ und „Ich-selbst-mit-Anderen-in-der-Welt“. Sie machen die intramentale Welt eines Menschen aus und sind dabei von „kollektiv-mentalen Repräsentationen“ imprägniert. Es sind die „subjektiven Theorien“ mit ihren kognitiven, emotionalen und volitiven Aspekten, die sich über die Lebensspanne hin verändern und als Kompetenzen und Performanzen zur Verfügung stehen (*Petzold* 2002h, 2008b).

In der Therapie geht es darum, Menschen darin zu unterstützen, „sich selbst, ihr Selbst zum Projekt zu machen“. Die Förderung „persönlicher Souveränität“ und die Ausbildung „emanzipierter, transversaler Identität“ sind zentrale Zielsetzungen in der Integrativen Therapie (*Petzold, Orth* 1998b).

4.3 Männlichkeit anhand der „5 Säulen der Identität“

Identitätsstiftende und –prägende Erfahrungen finden in fünf Identitätsbereichen statt. Petzold nennt diese metaphorisch „Säulen“, die die Identität „tragen“. Die Identitätsprozesse der Fremdattribution, Bewertung, Selbstattribution und Internalisierung/Interiorisierung kommen für jede einzelne Säule zum Tragen.

4.3.1 Die Säule der Leiblichkeit

Alles Erleben, Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Lernen ist immer leiblich zu begreifen. Im Verständnis der Integrativen Therapie ist Leib der die Welt und zugleich sich selbst erlebende Organismus/Körper. Der Leib ist demnach die Voraussetzung allen Wahrnehmens und Handelns sowie Ursprung aller Gefühle und Gedanken. Als Einheit von Körper, Seele und Geist bildet er die Grundlage unserer Existenz. Darüber hinaus umfasst der Leib in der Verbundenheit mit der Lebenswelt die Dimensionen der Sozialität und Ökologie.

Im „komplexen Leibbegriff“ des Integrativen Ansatzes werden folgende Dimensionen und Qualitäten des Leibes benannt: die physikalische Qualität als „Dingkörper“

(physikalische Zusammensetzung des Körpers, biomechanischer Apparat), die biologische Qualität als „lebendiger Organismus“ (belebte Biomasse, biophysiolgisches System), die temporale Qualität als „Zeitleib“ und „Leibgeschichte“ (Lebenszeit, eingeleibte Welterfahrung), die soziale Qualität als „social body“ (Leib, der rollen verkörpert und dem Rollen „auf den Leib geschrieben“ werden), die ökonomische Qualität als „Arbeitsleib“ (Arbeitskraft, Organhandel), die phantasmatische Qualität als „Traumleib“ (Vorstellungen über Schönheit, Idealkörper) und die semiotische Qualität als „Sprachleib“ (benannter Leib, nonverbale Kommunikation).

Der Leib als Organismus, der sich selbst und die Welt erlebt und seine Erlebnisse speichern kann, hat eine innere Repräsentation von sich selbst und der Welt. Er vermittelt somit zwischen Exzentrizität und Zentriertheit, zwischen Ich-Bewusstsein und Lebenswelt. Über das Wahrnehmen, Speichern, Erinnern und Repräsentieren ist der Leib als Teil der Lebenswelt Erkennender und Erkannter zugleich.

Die Bezogenheit der Menschen auf einander ist als zwischenleibliches Miteinander zu sehen. Alle Kontakte und Beziehungen sind nur als leibliche Erfahrung denkbar. Leibliche Funktionen können demnach Beziehungsmuster kommentieren und Gefühle ausdrücken. Das Konzept der Zwischenleiblichkeit impliziert die grundsätzliche Möglichkeit zu einer sozialen Synchronisierung zwischen den Menschen.

Auf der zeitlichen Dimension bedeutet Leiblichkeit das leibliche Erinnern an die eigene Lebensgeschichte, die einem jeden widerfahren ist und die jeder mit sich trägt. Ziel von Leibarbeit ist das Erleben leiblicher Integrität, in seinem Körper zuhause zu sein, ein eigenes Gesundheitsbewusstsein in jedem Lebensalter zu erreichen.

Eine gute Gesundheit, erfüllte Sexualität, das Erleben leiblicher Integrität und Zufriedenheit mit dem eigenen Aussehen sind zentrale Identitätsmerkmale. Besondere Bedeutung wird im Integrativen Ansatz der körperlichen, emotionalen und geistigen „selbsterlebten Frische“ zugemessen. Gesundheit (health), Wohlbefinden

(wellness) und Leistungsfähigkeit (fitness) sowie Vitalität und Anmut des Körpers werden durch einen sorgsamem Umgang mit sich selbst („self caring“) gefördert.

Geschlechtszugehörigkeit muss verkörpert und in leiblichen Zeichen und Darstellungen symbolisiert werden. Über soziale Praktiken wird der Leib bearbeitet und als ein kulturelles Symbol geformt. Welche Blicke, Bewegungen, Haltungen, welches Lachen, welche Kleidung und welcher Ausdruck für das eigene Geschlecht wichtig und welche zu vermeiden sind, wird als kulturelle Symbolik in den Leib assimiliert (*Osten 2000*).

Die Entwicklung eines eigenen, intuitiven körperlich-leiblichen Wissens und Gedächtnisses um die Geschlechtszugehörigkeit benötigt Jahre. Männliche Körper werden dabei eher grobmotorisch und bewegungsaktiv in material- und raumexplorativen Aktivitäten sozialisiert. Soziale Kognitionen und Körperattributionen formen auch die Emotionalität und die Expressivität von Kindern. Jungen sollen dabei durchweg unabhängig, stark, machtvoll, rational, aktiv und selbstwirksam bis dominant sein (*ibid.*)

Der 2. Österreichische Männerbericht (*Raml e.a. 2011*) bestätigt dieses Bild. Jungen zeigen schon früh einen aktiveren Bewegungsdrang und suchen zielgerichtet vorwiegend öffentliche Räume auf. Wettbewerb und Risikobereitschaft ist bei Jungen verbreiteter als bei Mädchen.

Männer reagieren anders auf körperliche Signale als Frauen. Körperliche Warnsignale werden von Männern eher missachtet, und die Schwelle, um medizinische Hilfe anzunehmen, ist bei Männern höher als bei Frauen. Dieser unterschiedliche Umgang von Männern und Frauen mit ihrer Gesundheit spiegelt sich in den Gesundheitsstatistiken wieder.

Jungen und Männer haben durchaus einen positiven Bezug zu ihrem Körper und ihrer Gesundheit. Sie fühlen sich gesund, treiben Sport, achten auf ihre Ernährung und auf ihr Aussehen. Sportliche Aktivität scheint generell einen höheren Stellenwert für Jungen und Männer als für Mädchen und Frauen zu haben (*Raml e.a. 2011*).

Viele Männer entwickeln jedoch häufig eine Tendenz, die sich auf den Ausbau ihrer körperlichen Stärke und Überlegenheit beschränkt. Die Einstellung zu ihrem Körper ist geprägt von Selbstaussbeutung, Selbstgefährdung und Vorstellungen von Unverwundbarkeit. Zur ständigen Neu-Identifizierung im Sinne positiver Fremdattributionen müssen körperliche und kognitive, mitunter gesundheitlich riskante Höchstleistungen erbracht werden. Aus der Freude an der Körperarbeit kann in der Folge ein Zwang werden, immer fit und sportiv zu sein.

Männer sind in geringerem Ausmaß als Frauen in der Lage, sich zu entspannen und suchen Stressabbau häufig über Aktivität und Bewegung anstatt über Ruhe und Erholung. Auch Alkohol dient Männern vielfach als Mittel zur Entspannung. Der höhere Alkoholkonsum von Männern kann in diesem Zusammenhang als Versuch interpretiert werden, dem eigenen Kontrollzwang zeitweilig zu entfliehen (vgl. *Neumann, Süfke 2004*).

Gesundheit kann aktiv durch subjektives und soziales Handeln hergestellt werden. Unter der salutogenetischen Perspektive der Lebensgestaltung über die gesamte Lebensspanne hin können Männern zusätzliche Option der Lebensäußerung über verschiedene Formen des körperlichen Ausdrucks durch Bewegung zu einem bewussten Körperempfinden verhelfen.

Sexualität ist das verdichtete Abbild der Geschichte unserer Geschlechtsidentität und unserer Beziehungen. Sie ist Ausdruck der einzigartigen Lebensgeschichte jedes Menschen und im Beziehungsgeflecht seiner erotischen und seelischen Partnerschaften zu modellieren. Bestätigt das Umfeld, vor allem das weibliche, einem Mann seine sexuelle Attraktivität, fällt die Selbstbewertung des Mannes für sich auch positiv aus.

Die Selbstidentifikation einer unbeeinträchtigten sexuellen Potenz hat für viele Männer einen hohen Stellenwert. Das „automatische Funktionieren“ des Mannes wird vielfach als normal angesehen. Sexuelle Fähigkeiten werden häufig an alten Bildern gemessen und nicht auf die eigene Altersstufe und Lebensphase bezogen. Dabei werden die emotionalen Aspekte von vielen Männern meist nicht

berücksichtigt. Störungen der Sexualität werden abgewehrt, abgespalten und sollen auf der funktionellen Ebene möglichst rasch behoben werden.

Sexualität hat sowohl funktionelle als auch emotionale Aspekte. Das Fehlen männlicher Vorbilder, die Furcht vor Homosexualität und der Konkurrenzdruck unter Männern erschweren vielfach ernsthafte und ermutigende Gespräche besonders unter heterosexuellen Männern.

Zum Männerbild gehört es, stark zu sein und aktiv und handelnd aufzutreten. Die Ergebnisse der österreichischen Gewaltprävalenzstudie 2011 scheinen dieses Bild sowohl hinsichtlich Männern als Täter als auch bei Männern, die Gewalt erfahren haben, zu bestätigen (*Kapella e.a.* 2011).

Der Gewaltprävalenzstudie zufolge gibt es klare geschlechtsspezifische Unterschiede im Gewalterleben von Frauen und Männern. Mit Ausnahme der körperlichen Gewalt, bei der Männer etwas häufigere Übergriffe schildern, erfahren Frauen deutlich mehr Gewalt als Männer. Gewalt wird sowohl Frauen als auch Männern gegenüber überwiegend von Männern ausgeübt. Männer erfahren vor allem körperliche Gewalt primär an öffentlichen Orten, während Frauen Gewalt eher in der eigenen Wohnung oder in der Wohnung Anderer erfahren. In den Reaktionen auf Gewalt zeigt sich, dass sich Frauen eher hilflos fühlen und Angst haben als Männer. Als psychische Folgen auf Gewalterfahrungen nennen Männer eher Ärger oder Rachegefühle und geben weniger langfristige psychosoziale Folgen an als Frauen. Frauen nehmen medizinische Hilfe sowie das Unterstützungsangebot von Beratungsstellen bzw. Therapeuten und Therapeutinnen etwa doppelt so häufig in Anspruch wie Männer. Es ist wahrscheinlich, dass Frauen grundsätzlich leichter Gebrauch von Hilfsangeboten machen und hier eine geringere Schwelle sehen als Männer (*Kapella e.a.* 2011).

In der Selbstzuschreibung als handelnde zeigen Männer durchaus Bewältigungsmuster, durch die sie problematische Erfahrungen und harte Lebensbedingungen gut bewältigen können. So kann das Empfinden von Ärger und Rachegefühlen einen Mann wieder in Kontakt mit dem Gefühl für seine Selbstwirksamkeit in Kontakt bringen.

Die Hirnstrukturen von Männern und Frauen unterscheiden sich an einigen anatomischen Punkten. Es gibt Hinweise auf Unterschiede in der Verarbeitung von Informationen. Bei Männern ist beim Sprechen vor allem die linke Gehirnhälfte aktiv, während bei Frauen beide Gehirnhälften enger zusammen arbeiten.

Baron-Cohen (2004) entwickelte die Theorie, dass es grundlegende Unterschiede im Denken und Bewusstsein von Mann und Frau gibt. Nach seiner These ist bei einem Großteil der Frauen das Gehirn so „verdrahtet“, dass es überwiegend auf Empathie ausgerichtet ist, während bei der Mehrzahl der Männer das Gehirn überwiegend auf das Begreifen und den Aufbau von Systemen ausgerichtet ist. Seine These bezieht Baron-Cohen auf statistische Durchschnittswerte und räumt dabei ein, dass diese Werte nichts über die jeweiligen Individuen aussagen.

4.3.2 Die Säule der sozialen Beziehungen

Der Austausch des Individuums mit seiner sozialen Umwelt und den damit verbundenen individuellen informierten Rückspiegelungen sind von zentraler Bedeutung bei der Entwicklung der Persönlichkeit. Die Erfahrung des „Ich bin“ ist ohne das „Du“ und das „Wir“ nicht möglich. Identität konstituiert sich im Kontakt, der immer Grenze und Berührung zugleich ist.

Moreno verstand den Menschen als Rollenträger. Der Leib verkörpert Rollen und steht in einem sozialen Kontext, der ihm verkörperbare Rollen zuschreibt. Eine Rolle wird dem Individuum von außen aus der sozialen und kulturellen Welt attribuiert und vom Individuum verkörpert. Rolle ist somit verkörperte „interpersonal experience“.

Die Säule der sozialen Beziehungen beinhaltet die Familie, den Freundeskreis, das kollegiale Netzwerk und weitere Menschen im persönlichen Umfeld. In der Integrativen Therapie wird in diesem Zusammenhang vom Konvoi als die „relevanten Anderen“ gesprochen.

Soziale Unterstützung hat starke gesundheitsfördernde Effekte. Aus der Social Support-Forschung ist die präventive, gesundheitserhaltende respektive krankheits- oder krisenvermeidende Wirkung von sozialen Netzwerken bekannt. Menschen mit hohen Unterstützungsressourcen scheinen ein geringeres Erkrankungsrisiko im somatischen, psychischen oder psychosomatischen Bereich aufzuweisen, in ihrem Leben besser sozial integriert zu sein, mehr positiv bewertete Lebensereignisse aufzuweisen, ein höheres Maß an Selbstwertgefühl zu besitzen und eine optimistischere Grundhaltung einzunehmen als solche mit geringen sozialen Unterstützungsressourcen. Ebenso ist die positive Wirkung sozialer Unterstützung im Kontext der Bewältigung akuter oder dauerhafter Krisen, Belastungssituationen und Krankheiten herausgestellt worden (*Hass, Petzold 1999*).

Defizitäre Netzwerkstrukturen können in einem weitgehenden oder gar völligen Fehlen sozialer Beziehungen (soziale Isolation), aber auch in einem Zuviel an Beziehungen, die nicht mehr handhabbar sind. Ambivalenzen, Einseitigkeit und Abhängigkeit in Netzwerken können eine Belastung für beide Seiten darstellen. Ferner kann die Zusammensetzung eines Netzwerkes ungünstig sein, etwa hinsichtlich des Anteils starker und schwacher Beziehungen, mit der Folge bspw. zu dichten Netzwerken und der damit häufig korrespondierenden hohen sozialen Kontrolle und Abschirmung von der weiteren sozialen Umgebung (*ibid.*)

In der Netzwerkanalyse werden soziale Sinn-, Handlungs- und Unterstützungssysteme und die in ihnen ablaufenden materiellen, interaktiven und kognitiven Prozesse untersucht. Relevant sind hier unter anderem Umfang, Dichte und Zusammensetzung des sozialen Netzwerks. Der Fokus kann auch darauf gelegt werden, ob die Beziehungen stark oder schwach sind oder die Netzwerke offen oder geschlossen, hetero- oder homogen sind.

Es gibt Netzwerke, in denen das Individuum Gestaltungsmöglichkeiten hinsichtlich der Teilhabe und der Zusammensetzung hat, etwa bei Freundschaften oder hinsichtlich der Mitwirkung in Vereinen. Andere Netzwerke wiederum können ein geringeres Ausmaß an Gestaltungsmöglichkeiten für das Individuum bieten, wie z.B. am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft. Auch die Familie stellt ein Netzwerk dar,

dessen Zusammensetzung vom Individuum nicht beeinflusst werden kann, wohl aber der Kontakt und die Beziehungen zu den einzelnen Familienmitgliedern.

Befunde weisen auf einen moderierenden Einfluss soziodemographischer Variablen wie Alter und Geschlecht hin. So haben Frauen und Menschen mittleren Alters größere Netzwerke als Männer und Alte. Soziale Netzwerke sind keine statischen Gebilde, sondern in einem ständigen Fluss der Veränderung. Zum einen weisen sie eine natürliche inhärente Dynamik im Lebenslauf auf, zum anderen können Veränderungen im sozialen Netzwerk als Folge einschneidender Life-Events auftreten wie Verlust des Partners, Ausscheiden aus dem Arbeitsleben, chronischer Erkrankungen und den damit korrespondierenden Folgen wie physische Mobilitätseinschränkungen, Schmerzen, etc., also Ereignissen, die von den betroffenen Personen erhebliche Anpassungsleistungen verlangen (*Hass, Petzold 1999*).

Männernetzwerke z.B. über gemeinsames Sport Betreiben, aber auch Sport Anschauen oder Besuch von Kneipen können ebenfalls identitätsfördernd wirken. Kumpels sprechen über Vieles miteinander, und diese Form der Kontaktpflege wird von Männern auch genützt. Im gemeinsamen Tun, über die gemeinsame Beschäftigung mit einer Sache kann die Persönlichkeit durchaus entwickelt werden.

Auch, wenn Paare eine paritätische Haushaltsführung anstreben, wechseln die meisten von ihnen nach der Geburt des ersten Kindes zu einer traditionellen Aufgabenteilung. Dabei spielt eine Rolle, dass Männer bei der Haushaltsarbeit und der Versorgung der Kinder weniger Selbstvertrauen haben und ihnen auch weniger Kompetenz zugesprochen wird, wodurch sie häufig die Rolle einer „Hilfskraft“ übernehmen, was auf Dauer unbefriedigend ist (*Raml e.a. 2011*).

Durch die Individualisierung der Gesellschaft werden Männer und Frauen zunehmend von den traditionellen Rollenzuweisungen freigesetzt. Das Aushandeln der Geschlechterrollen wird im digitalen Kapitalismus zunehmend von der Gesellschaft ins Private übertragen. Je mehr andere Bezüge der Stabilität entfallen, desto mehr wird das Bedürfnis, dem Leben Sinn und Verankerung zu geben, auf die Zweierbeziehung gerichtet. Die Zweierbeziehung wird so zu einer zentralen Instanz

für die soziale Konstruktion von Wirklichkeit und stellt einen wichtigen Faktor für die Identität dar.

Es ist nachvollziehbar, dass eine Trennung eine große Belastung darstellt. Zu den damit einhergehenden Veränderungen und Verunsicherungen in den Lebensumständen kommen Faktoren wie die Erwartungen, die in die Partnerschaft gesetzt wurden, aber auch die Erfahrungen mit Trennung und Abschied. Eine Trennung kann aber durchaus auch das Lösen aus einem defizitär und pathogen gewordenen Netzwerk bedeuten und als Entlastung erlebt werden.

Partnerschaft und Familie sind abhängig von Kontext und Kontinuum, vom jeweiligen Zeitgeist, ökonomischer Entwicklung und aktueller Politik. Jede Trennung ist das Ergebnis der besonderen sozialen, emotionalen, psychischen und/oder sexuellen Probleme eines bestimmten Mannes und einer bestimmten Frau in ihrem jeweils bestimmbareren Zusammenleben. Dahinter können auch gesellschaftliche Gründe liegen, die dafür mitbeteiligt oder sogar konstituierend sind, aber oft zu wenig berücksichtigt werden (*Hollstein 2004*).

Väter engagieren sich stärker bei ihren leiblichen Kindern, bei älteren Kindern und bei Söhnen. Im Allgemeinen beteiligen sich Väter stärker an spielbezogenen als an pflegebezogenen Aktivitäten. Sie spielen wilder mit ihren Kindern, verlangen ihnen mehr ab und fördern so eher das Erkundungsverhalten der Kinder.

4.3.3 Die Säule der Arbeit, der Leistung und der Freizeit

Der Mensch gestaltet sein Leben und seine Umwelt im leibhaftigen Handeln. Er verwirklicht sich über sein Tun. Das von ihm Geschaffene bietet ihm durch Selbstzuschreibung Identifikationsmöglichkeiten und den Menschen aus seinem relevanten Kontext die Möglichkeit für Fremdzuschreibung. Die Leistung eines Menschen wird von anderen gesehen und mit ihm in Zusammenhang gebracht.

Die Leistungen, die ein Mensch erbringt, die Erfolge und die Misserfolge, Freude an der Arbeit, aber auch Arbeitsbelastungen sind maßgeblich an der Konstitution von Identität beteiligt.

In unserer Kultur und in besonderem Maß für Männer hat die identitätsstiftende Funktion von Arbeit eine große Bedeutung. Erwerbsarbeit gilt weiterhin als zentrale Rollenvorgabe für Männer und ist ein Schlüsselmoment hegemonialer Männlichkeit. Die Wahrnehmung familiärer Verpflichtungen und beruflicher Aufstieg werden kaum für vereinbar gehalten. So wird den Männern mehrheitlich die Rolle des Geldverdienens zugeschrieben, und zwar sowohl von ihnen selbst als auch den Frauen, noch häufiger aber von den Arbeitgebern (*Raml e.a. 2011*).

Über berufliche Leistung wird das Einkommen gesichert, was auch das Gefühl von Unabhängigkeit fördert. Dabei wird oft übersehen, dass häufig für die Männer die Wahlmöglichkeiten hinsichtlich Art und Ausmaß der Arbeit beschränkt sind. Zwar wird vielfach die Seite der Selbstverwirklichung über Arbeit und Beruf hervor gehoben, doch stehen Männer in größerem Ausmaß als Frauen in der Notwendigkeit, zu arbeiten und Geld zu verdienen. Einerseits besteht in Hinsicht die Erwartung an Männer, für die materielle Versorgung und Absicherung zu sorgen. Andererseits gibt es für Männer kaum gesellschaftlich anerkannte Rückzugsmöglichkeiten aus dem Beruf.

Schon früh zeigt sich eine Tendenz von Jungen hin zu Entscheidung für eine Lehre oder eine berufsbildende höhere Schule, vorwiegend im Bereich technisch-gewerblicher oder Land- und forstwirtschaftlicher Schulen. Hinsichtlich der Berufswahl zeigen sich in Befragungen von Jungen weiterhin Vorbehalte gegenüber sozialen Berufen, was zum Teil darauf zurück zu führen ist, dass es weniger männliche Vorbilder in dieser Sparte gibt (*Raml e.a. 2011*).

Im digitalen Kapitalismus ist die Möglichkeit zur Identifikation über Arbeit für Männer brüchiger geworden. Prekäre Arbeitsverhältnisse stellen einen hohen Stressfaktor dar, der sich auf alle Bereiche der Identität auswirken kann. Berufliche Leistungsbereitschaft und Flexibilität haben vor dem Hintergrund unsicherer Arbeitsverhältnisse besondere Bedeutung und werden durch die Rolle des

Familienernährers vielfach höher bewertet als der Bezug zur Familie. Der Verlust des Arbeitsplatzes bedeutet für Männer eher einen Rollenverlust als für Frauen.

Ein wesentlicher Aspekt männlicher Identität ist körperliche Kraft. Das spiegelt sich auch in der Berufswahl von Männern wider, die ein starkes Übergewicht bei den handwerklichen und technischen Berufen zeigt. Für die männliche Identität ist der Umstand daher von besonderer Bedeutung, dass alles, was Muskelkraft erfordert, grundsätzlich technisiert und von Maschinen übernommen werden kann. Für Männer stellt sich daher die Herausforderung, weitere Identifikationsmöglichkeiten zu finden als über körperliche Kraft.

Entspannung, Ruhe, sich Sammeln und bewusster Rückzug sind kaum männlich attribuiert. Männer verbringen ihre Freizeit eher aktiv und draußen, im öffentlichen Raum, oder mit handwerklichen Tätigkeiten. Männer lesen seltener Bücher, nehmen weniger am öffentlichen Kulturleben teil und betreiben weniger Kulturaktivitäten. Hingegen betreiben sie häufiger regelmäßig Sport als Frauen (vgl. *Raml e.a.* 2011).

Freizeitverhalten hängt auch eng mit den Möglichkeiten zusammen, sich zu vernetzen oder beispielsweise gemeinsam Sport zu betreiben. Dies schränkt die Bandbreite für Männer, die beruflich viel unterwegs sind, im Außendienst oder auf Montage, ein.

4.3.4 Die Säule der materiellen Sicherheit

Ökonomische Sicherheit und ökologisches Eingebundensein über Geld, Güter, Nahrung, Wohnung, Kleidung und materielle Absicherung sind wesentliche Stützen der Identität. Hierzu zählen auch das Gefühl, beheimatet zu sein sowie sich insgesamt in der Welt sicher zu fühlen.

Die Abhängigkeit von Gütern wie z.B. dem Auto kommt hier ebenso zum Tragen wie die Verfügbarkeit der öffentlichen Infrastruktur, der Zugang zu Ressourcen und die Möglichkeiten, diese zu nützen (z.B. Internetzugang und PC-Kenntnisse, um das Internet nützen zu können).

Das Ansehen, das man über Fremdzuschreibungen vermittelt bekommt, bedeutet für viele Menschen eine Stärkung des Selbstwerts. Dies hat umso mehr Gewicht, wenn der Besitz selbst erarbeitet oder erwirtschaftet wurde.

Besitz, materielle Ziele und Wünsche sowie eine konsumorientierte Einstellung können aber auch einen zusätzlichen Stressfaktor darstellen. Man möchte einen einmal erreichten Lebensstandard halten und Einbußen nicht hinnehmen. Auch in diesem Zusammenhang stellt der Eintritt in die Alterspension für viele Menschen eine Herausforderung dar.

In Hinblick auf die vorangegangenen Ausführungen ist für Männer die Frage der Sicherheit des Arbeitsplatzes von besonderer Bedeutung. Drohender oder erfolgter Verlust des Arbeitsplatzes bringt Verunsicherungen mit sich, die zu Existenz- und Zukunftsängsten führen können, vor allem, wenn Schulden abbezahlt werden müssen. Fragen der beruflichen Qualifikation, der Chancen am Arbeitsmarkt sowie der Möglichkeiten, aber auch der Bereitschaft, sich weiter zu bilden sind in diesem Zusammenhang von hoher Relevanz.

Die Scham bei Arbeitsplatzverlust birgt die Gefahr, dass man sich zurück zieht und die Möglichkeit der Unterstützung durch das persönliche soziale Netz weg fällt. Ebenso ist die Inanspruchnahme sozialstaatlicher Unterstützung oft mit Scham besetzt und hat für Männer besondere Bedeutung, da es ihnen auch in diesem Bereich schwerer als Frauen fällt, Hilfsangebote in Anspruch zu nehmen.

Berufliche Tätigkeit bietet auch eine Strukturierung des Alltages. Der Wegfall dieser Tagesstruktur kann von einigen Menschen nur schwer bewältigt werden, was Sinnverlust und ein Gefühl von Leere mit sich bringen kann. Hinzu kommt, dass vor allem Männer ihre Identität auch über die materielle Versorgung der Familie begründen. Eine eindimensionale Festlegung auf materielle Versorgung steht oft einer größeren Bandbreite an Möglichkeiten der Sinnfindung entgegen.

4.3.5 Die Säule der Werte

Werte, Sinnhintergründe, Normen und Ziele sind wichtige Dimensionen der Identität. Werte sind das, woran Menschen glauben, was sie für richtig oder falsch halten. Darunter fallen Lebensphilosophien, politische oder religiöse Überzeugungen sowie Grundprinzipien, an denen Menschen sich ausrichten. Einstellungen zu Leben und Tod, Liebe, Wahrheit, Mitmenschlichkeit, Hoffnung, Religion und Spiritualität zählen ebenso dazu wie Fragen der Geschlechtsidentität und der Geschlechterverhältnisse.

Wertehaltungen werden gesellschaftlich vermittelt und persönlich angenommen und verkörpert. Werte wirken, wenn sie als solche gelebt werden. Werte werden verkörpert, führen zu einer Haltung, die sich in Verhalten zeigt.

In der Integrativen Therapie werden in diesem Zusammenhang auch die verschiedenen Bewertungsstile in den Blick genommen, mit denen ein Mensch mit den ihm entgegen gebrachten Fremdattribuierungen umgeht.

Ein persönliches Wertesystem trägt dazu bei, Orientierung im Leben zu finden. Es bietet eine Entscheidungshilfe und hilft, ein tragfähiges soziales Netzwerk mit Gleichgesinnten aufzubauen. Werte machen es den Menschen möglich, in Gruppen zu leben. Werte helfen, Sinn und Kraft aus der Zugehörigkeit zu Wertegemeinschaften und „Lifestyle Communities“ zu beziehen.

Tragfähige Werte lassen Krisen, Krankheit, Armut oder Diskriminierung besser überstehen und ermöglichen dabei Sinnfindung. Werte werden z.B. über ehrenamtliche Tätigkeit sichtbar.

Die Erarbeitung und Entwicklung eigener Werte ist die Grundlage für Sinn. Werte ziehen uns nach vorn, bewegen unser Leben und stellen eine Antriebskraft für die Persönlichkeitsentwicklung dar. Hinsichtlich ihrer Wertemuster stimmen Frauen und Männer weitgehend überein. Familie, Freundes- und Bekanntenkreis, Arbeit und Freizeit sind für Männer und Frauen ungefähr gleich wichtig (Raml e.a. 2011).

Selbstentfaltungswerte wie Ungebundenheit, Autonomie, Abenteuer, Genuss und Selbstverwirklichung haben Werte wie Disziplin, Gehorsam, Pflichterfüllung und Bescheidenheit weitgehend abgelöst. Das schafft für die Menschen einen größeren Spielraum und mehr Freiheit, bietet aber auch weniger Orientierung.

Auch in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse müssen die Rollenüberzeugung und die Geschlechtsidentität ständig neu konstituiert und definiert werden. Alles muss besprochen, begründet, verhandelt und vereinbart werden und kann immer wieder aufgekündigt werden. Alles ist diskursiv und unterliegt der Notwendigkeit von Diskussion und Aushandeln.

Persönlicher und gemeinschaftlicher Sinn entsteht aus der Verknüpfung und Interpretation von erlebten und erfahrenen Wirklichkeiten, d.h. auf dem Lebensweg sinnhaft wahrgenommener und erlebniskonkret aufgenommener Geschehnisse in der Welt, an denen Subjekte beteiligt sind und über die sich in Konsens- und Dissensprozessen auseinanderzusetzen ist (*Petzold 2000, zit.n. Spilles, Weidig 2005*).

Normen sind Möglichkeitsbedingungen für die Selbstverwirklichung. Sie können Sicherheit vermitteln für das Verhalten uns selbst und anderen gegenüber, insbesondere gegenüber dem anderen Geschlecht. Normen können helfen, den Rahmen für eine individuelle Identitätsentwicklung zu schaffen. Als Anpassung, Formung oder Versagung von Bedürfnissen wirken sie lebensfeindlich.

Männlichkeitsnormen werden über Männergemeinschaften vermittelt. Diese können befruchtend sein und als Ansporn dienen, aber auch Ausdruck von eigener Abwertung darstellen durch Imperative wie hart sein, durchbeissen, nicht weinen.

Die aus Werten und Normen hervorgegangenen Ordnungen, Gebote und Gesetze schaffen einen geschützten Lebensraum gegenüber menschlicher Destruktivität. Im Prinzip der Rechtsstaatlichkeit, das einen Rahmen bietet, auf den Menschen sich verlassen können, kommt dies zum Ausdruck.

5 Integrative therapeutische Arbeit von Männern für Männer

Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechtsidentität unterliegen der intrapsychischen Enkulturation in einem fortlaufenden interaktionalen Herstellungsprozess. Diese Interaktion findet zwischen Menschen statt, die einander wahrnehmen und auf einander reagieren (*Schigl* 2012). Im Folgenden werden Aspekte von Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechtsidentität in der therapeutischen Arbeit mit Männern erörtert.

5.1 Gender in der therapeutischen Arbeit

Therapeut⁶ und Klient befinden sich in einem Prozess der intersubjektiven Korrespondenz als einer ganzheitlichen Begegnung und Auseinandersetzung zwischen Subjekten auf der Körper-, Gefühls- und Vernunftebene über ein Thema unter Einbeziehung von Kontext und Kontinuum des Klienten. In Hinblick auf das Konstrukt der Geschlechtlichkeit als Dichotomie müssen im therapeutischen Prozess daher sowohl der Klient als auch der Therapeut in den Blick genommen werden.

Hinsichtlich der Ansätze von Arbeit, die die Geschlechtszugehörigkeit der Beteiligten berücksichtigt, unterscheidet *Schigl* (2012)

- geschlechtsspezifische (genderspezifische) Praxis als Programme, Therapieansätze und Projekte, die sich spezifisch an ein Geschlecht richten. Sie gehen auf die Defizite und Überkompensationen speziell für ein Geschlecht in einer definierten Zielgruppe ein.
- gendersensible (genderreflektierende) Praxis als das Bemühen in professioneller Sicht der Kategorie Geschlecht angemessen Rechnung zu tragen. Die geschlechtsspezifische Lebenserfahrung und Lebenspraxis von Männern und Frauen wird in die Diagnose und Analyse mit einbezogen.
- genderkompetente Praxis als die Umsetzung von Gendersensibilität im professionellen Handeln. Der Therapeut als ein geschlechtliches Subjekt wird in der Interaktion mit in den Blick genommen. Es wird zwischen

⁶ Da es sich um Überlegungen zu einem therapeutischen Angebot von Männern für Männer handelt, wird in diesem Abschnitt die männliche Form gewählt verwendet.

Genderkompetenz und Genderperformanz (*Abdul-Hussain* 2012) unterschieden.

In Genderkompetenz und –performanz, also im Wissen und Handeln zu Gender, bringt der Therapeut sich selbst als männlichen Interaktionspartner ins Geschehen. Eine gendersensible und genderkompetente Herangehensweise erwächst aus dem tiefen Verständnis und dem Wissen, dass der Therapeut ähnliche Sozialisationsanforderungen und –beschränkungen in Bezug auf seine Geschlechtszugehörigkeit erlebt und erlebt hat wie der gleichgeschlechtliche Klient. Dazu kommt die Bewusstheit, dass in der gleichgeschlechtlichen Konstellation jeweils spezielle Interaktionsbereitschaften und Beziehungsmuster entlang den kollektiven sozialen Repräsentationen und wahrscheinlich auch spezielle Übertragungs- und Gegenübertragungsbereitschaften entstehen. Im gendersensiblen Wahrnehmen und genderkompetenten Wissen und Handeln wird die Subjektivität des Therapeuten zusammen mit der Subjektivität des Klienten in den Blick genommen (vgl. *Schigl* 2012).

In der Integrativen Therapie wird die Meinung vertreten, dass aufgrund der unterschiedlichen social worlds und den sie bedingenden Interaktionen nicht alle Themen gleich gut mit gegengeschlechtlichen Therapeuten bzw. Therapeutinnen bearbeitet werden können (*Orth* 2007). Deshalb wird auch in der Therapieausbildung der Wechsel von männlichen Therapeuten und weiblichen Therapeutinnen gefordert.

Petzolds Aufforderung, sensibel in Bezug auf Vorurteile, Diskriminierungen und Stigmatisierungen aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit zu sein, um einem Missbrauch der Deutungsmacht in der Supervision vorzubeugen, gilt ebenso für Therapie und Beratung (vgl. *Petzold* 2009d). Dem Konzept der Mehrebenenreflexion kommt hier besondere Bedeutung zu: in der Betrachtung einer gegebenen Situation durch unterschiedliche Perspektiven und Optiken, in der Reflexion der eigenen Wahrnehmung als Therapeut und der dabei verwendeten Perspektiven und Optiken sowie in der Reflexion der Bedingungen des Beobachtens in Hinblick auf übergeordnete oder verdeckte Gesichtspunkte (*Petzold, Orth* 1999a).

Im Sinne einer melioristischen Grundhaltung der Integrativen Therapie ist der Blick nicht nur auf Schäden, Übergriffe und Machtmissbrauch entlang bestimmter Geschlechterkombinationen gerichtet, sondern auch auf deren Chancen, Ressourcen, Enrichment und Enlargement. Sowohl die Individualisierung struktureller Machtphänomene als auch die Politisierung individueller Konflikte beinhalten einen systemischen Fehler (*Gahleitner, Ossola 2007*). Aus der Gendersicht der Integrativen Therapie sollten eine flexible Anpassung und Nutzung von als männlich oder weiblich konnotierten Verhaltensweisen durch beide Geschlechter universelles Entwicklungsziel sein (*Schigl 2012*).

Bereits in der Erwägung, ein Therapie- oder Beratungsangebot in Anspruch zu nehmen spielen geschlechtsbezogene Aspekte eine Rolle. Bewusste oder unbewusste Annahmen und Vorurteile der Menschen darüber, was in einer Therapie geschieht und auf welche Weise Hilfe erfahren werden kann, sind geprägt von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen an sich selbst und an einen (möglichen) Therapeuten.

Indikationsstellung, Überweisung und Empfehlung zu Therapie und Beratung sind geprägt von den zum Teil unbewussten Einstellungen, Erfahrungen und Annahmen der zuweisenden Person bezüglich der Wirkung des Geschlechts. Dazu zählen Annahmen darüber, welches Geschlecht und auch welche Geschlechterkombination für welche Problematik und Zielsetzung geeignet sind.

In der Selbstwahl sind eigene geschlechtsbezogene Urteile und Vorurteile des Klienten bei der Wahl des Therapeuten von Bedeutung. Sie speisen sich aus den Vorstellungen des Klienten aufgrund von Genderstereotypen und aus biografischen Vorerfahrungen mit männlichen und weiblichen Bezugspersonen.

Im Erstkontakt kommen für Therapeut und Klient explizite oder implizite Bewertungen und Verhaltenserwartungen in Bezug auf das Geschlecht des Gegenübers zum Tragen, wobei vom Therapeuten ein höheres Ausmaß an Reflexionsfähigkeit erwartet werden kann als vom Klienten. Machtaspekte hinsichtlich des Klienten als Hilfesuchenden und des Therapeuten als denjenigen, der Hilfe gewährt, spielen hier ebenso eine Rolle.

In die Diagnostik fließen bewusst oder unbewusst geschlechtsbezogene Annahmen über das Zuschreiben bzw. eigene Empfinden von Gesundheit und Krankheit ein. Das beinhaltet die Selbstdefinition des Klienten als therapiebedürftig („Ich brauche einen Psychiater“) und beeinflusst wahrscheinlich mit, was der Klient wie erzählt und was er auslässt.

Die ausgehandelten Therapieziele sind in starkem Ausmaß von den vom Therapeuten und vom Klienten eingeschätzten sozialen und gesellschaftlichen Möglichkeiten und Beschränkungen für die Geschlechter abhängig. Dazu kommen faktische gesellschaftliche Ungleichheiten durch die Geschlechtszugehörigkeit.

In der therapeutischen Beziehung sind nicht nur die Inhalte, sondern auch die Formen der Interaktionen von der Geschlechtszugehörigkeit geprägt. Auch hier kommen die eigenen Vorerfahrungen sowohl des Klienten als auch des Therapeuten mit einem gleichgeschlechtlichen Gegenüber zum Tragen, vor allem hinsichtlich leibnaher Interventionen (vgl. *Schigl 2012*).

„Komplexes Lernen“ ist im Integrativen Ansatz als Differenzieren und Vernetzen von Wissensständen, als Erfassen von Komplexität und als Verstehen dieses Erfassens selbst zu sehen. Im Begriff des komplexen Lernens werden geistig/kognitives, seelisch/emotionales, körperlich/somatomotorisches, volitives und sozial/ökonomisches Lernen umfasst (*Lukesch, Petzold 2011*). Alle diese Aspekte müssen in der Methodenwahl berücksichtigt werden, wenn Veränderung und Entwicklung erreicht werden soll. In der Auswahl der Methoden bietet die Integrative Therapie ein breites Spektrum, mit dem vor allem ressourcenorientiert mit Männern gearbeitet werden kann. Beispielhaft seien hier genannt: Lauftherapie, Nature- und Wildernesstherapie (*Petzold 2011*), Theorie als Intervention, therapeutische Männergruppen u.v.m.

Themen in der Therapie mit Männern, bei denen Gender besonders relevant ist, können sein:

- Sexualität: Grenzüberschreitungen, Funktionsstörungen
- Körper und Leiblichkeit: Körperbild und Körperbildstörungen

- Geschlechtsidentität, sexuelle Orientierung
- Themen in Bezug auf Reproduktion und Geschlechtsorgane: Erkrankungen, Kinderwunsch
- Themen in Bezug auf Macht: Ausübung von Gewalt, Opfererfahrungen
- Paarbeziehung: Trennung, Untreue, Sehnsucht nach einer Partnerschaft
- Themen in Bezug auf Arbeit und Leistung
- Risikoverhalten
- Die Beziehung zum Vater

In einer geschlechtssensiblen Therapie können diese Zusammenhänge mit der Geschlechterkonstellation gemeinsam angesprochen und metareflektiert werden und so zum Therapieerfolg beitragen. Ein hohes Ausmaß an Genderkompetenz und – performanz seitens des Therapeuten ist hierfür Voraussetzung. Ziel ist ein Zuwachs an Bewusstheit und Selbstreflexivität, um eine Wahl zwischen Handlungsoptionen treffen zu können, anstatt sich an Geschlechterstereotypen zu orientieren.

5.2 Männer.Leben – Das Vorarlberger Modell:

Die folgenden Ausführungen wurden auszugsweise aus dem Rohkonzept „Männer.Leben“ entnommen, das als Grundlage für die Erarbeitung eines vernetzten Männerberatungsangebotes in Vorarlberg dient.

In Vorarlberg werden bereits seit vielen Jahren verschiedene Aspekte der Männerarbeit durch verschiedene Anbieter abgedeckt. Hier ist vor allem das Bildungshaus St. Arbogast zu nennen, das – v.a. in Kooperation mit dem Männerbüro der Diözese Feldkirch – mehrere Männerseminare über das Jahr anbietet. Das Männerbüro selbst ist neben der Bildungsarbeit vor allem auch in den Bereichen Öffentlichkeits- und Bewusstseinsarbeit sowie in der Netzwerkarbeit aktiv. In der Beratung gab es erste konkrete Ambitionen um die Jahrhundertwende. So entstand einerseits die ehrenamtlich betrieben und betreute Website „maennernet.at“, andererseits startete das Ehe- und Familienzentrum der Diözese Feldkirch mit der ersten dezidierten – und auch so beworbenen – Männerberatung.

Im Institut für Sozialdienste wurde in dieser Zeit die Täterarbeit forciert, die immer in engem Konnex zur Männerarbeit gesehen wurde. In der Gewaltberatungsstelle „Klartext“ wurde begonnen mit Männern zu arbeiten, die Gewalt gegenüber anderen ausgeübt hatten.

Ein Problem, das sich in der bisherigen Arbeit stellte war, dass die einzelnen Angebote kaum vernetzt waren. In der Vielzahl der Angebote war es für Hilfesuchende oft nicht einfach heraus zu finden, an welche Stelle sie sich wenden sollten. Im Herbst 2010 startete eine breit angelegte Diskussion, ob und wie die Beratung für Männer in Vorarlberg verbessert werden könnte. Alle Landtagsparteien, involvierte Sozialorganisationen sowie Betroffeneninitiativen beteiligten sich an der Diskussion und unterstützten das Anliegen, die Angebote zu verbessern. Aufgrund knapper Ressourcen und inhaltlicher Überlegungen wurde der Fokus auf die Vernetzung und Bewerbung der bestehenden Angebote gelegt, anstatt eine neue Stelle zu schaffen.

Aus den Erhebungsdaten von allgemeinen sozialen Beratungsstellen ergibt sich, dass nur etwa ein Drittel der Personen, die Hilfe in Anspruch genommen haben, männlich ist. Frauen konsultieren öfter und früher persönliche Beratung als Männer. Die Männer, die soziale Beratung in Anspruch nehmen, kommen meist erst dann in die Beratungsstelle, wenn sie ihre Situation als nahezu „ausweglos“ empfinden.

Im Gegensatz dazu wird festgestellt, dass in Onlineberatungen meist von Beginn an die Männer in der Mehrzahl waren. Diese Diskrepanz könnte darauf hindeuten, dass ein konservatives Rollenverständnis es den Männern nach wie vor sehr schwer macht, sich in persönlichen Angelegenheiten professionelle Hilfe zu holen: „Wer ein Mann ist, löst seine Probleme selber!“. Geht man von dieser Hypothese aus, bedarf es bei Männern nicht nur eines Angebotes an Beratung, sondern auch Bewusstseinsbildung ist notwendig.

Tragische Ereignisse, wie der Suizid des an Depressionen leidenden deutschen Nationaltorwarts Robert Enke und das daraufhin erfolgte Outing von anderen Sportlern und Personen öffentlichen Interesses, ebenfalls an psychischen Erkrankungen zu leiden, helfen dabei ein solches Bewusstsein herzustellen.

Trotzdem ist es noch ein weiter Weg, bis psychische Erkrankungen kein Tabuthema mehr sind und ähnlich wie physische Erkrankungen als vorübergehender Verlust von Fähigkeiten und Kräften akzeptiert werden, die auch einen Heilungsprozess bedingen.

Sich zu einem Sozialarbeiter oder einem Psychotherapeuten zu begeben wird oft verbunden mit der Angst, dann als „verrückt“ angesehen zu werden. Das Aufbrechen der Tabus über psychische Erkrankungen erscheint an dieser Stelle wichtig, da es mit der Bereitschaft korreliert, persönliche Beratung – auch ohne medizinische bzw. psychiatrische Diagnose – in Anspruch zu nehmen. Zwei Schwerpunkte ergeben sich als Ziele für dieses Konzept:

- Die Klare Strukturierung und Bewerbung der Beratungsangebote für Männer, sodass ein möglichst niederschwelliger Zugang gewährleistet ist
- Bewusstseinsbildung mit dem Ziel, die Tabus, die einer persönlichen Inanspruchnahme von Beratung entgegenwirken, aufzubrechen

Die Plattform Männer.Leben setzt sich aus Vertretern und Vertreterinnen der Landesregierung, der Landtagsparteien (ÖVP, FPÖ, SPÖ, Grüne), der Männerpartei (als Mitinitiatoren des Diskussionsprozesses) und der Sozialeinrichtungen, die in der Männerberatung tätig sind (Institut für Sozialdienste, Ehe- und Familienzentrum der Diözese Feldkirch, Caritas, Männerbüro der Diözese Feldkirch) zusammen. Die Aufgaben der Mitglieder der Plattform sind:

- Teilnahme an regelmäßigen Plattfortmtreffen mit den Zielen, die bestehenden Angebote zu evaluieren und Empfehlungen für das weitere Vorgehen auszuarbeiten
- Lobbyarbeit und Bewusstseinsbildung für das Thema voranzutreiben

Für die Bewusstseinsbildung sollen „Testimonials“ gefunden werden, die durch öffentliche Stellungnahmen, persönliche Erfahrungsberichte oder Ehrenschilder bei Veranstaltungen eine wichtige Rolle spielen können, um das Thema Männerarbeit und Männerberatung ins öffentliche Bewusstsein zu rücken. Testimonials können Prominente oder Betroffene sein.

Die Internet-Plattform⁷ wird ein zentrales Moment in der Initiative Männer.Leben darstellen. Über dieses Medium wird umfangreich und aktuell über Männer-Themen informiert. Als zentrales Element der Internet-Plattform ist ein direkter Zugang zu Beratung vorgesehen.

Im Bereich Information werden verschiedenste Themen auf Männer zugeschnitten aufbereitet. Gleichzeitig findet bei den jeweiligen Themen ein Verweis auf die bestehenden Beratungsangebote statt, sodass die Texte auch eine „Router-Funktion“ für hilfeschuchende Männer darstellen können. Angeboten werden Texten zu männerrelevanten Themen wie Beziehung, Arbeit, Schulden, Wohnen, Mann werden, Sucht, Gesundheit, etc. Die Vermittlung zu Beratungsangeboten erfolgt je nach Themenfeld beispielsweise in die Schuldenberatung, zur Suchtberatung, zu verschiedenen Beratungsstellen der Wohnungslosenhilfe oder zu den Beratungsstellen des Institut für Sozialdienste und des Ehe- und Familienzentrums.

Ein regelmäßig erscheinender Newsletter sowie ein eigener Bereich auf der Internet-Plattform informieren über Seminare, Veranstaltungen, Bücher, gesetzliche Neu-Regelungen etc., die Männer speziell betreffen.

Das Männerforum ist der interaktive Bereich der Plattform, der auch Einblick in die Online-Beratungsarbeit bietet, indem Anfragen mit Beantwortungen anonymisiert veröffentlicht werden. Dies soll einerseits anderen Männern mit ähnlichen Fragen eine Orientierung geben, andererseits die Hemmschwelle, selbst eine Anfrage zu schreiben, herab setzen.

Die Online-Beratung bietet gerade im Kontext von Männerberatung einige erhebliche Vorteile im Vergleich zu reinen „face to face“-Beratungsangeboten, kann diese allerdings nicht ersetzen und ist deshalb nur komplementär zu sehen. Ziele der Online-Beratung⁸ sind

- Niederschwelliger Zugang zu Beratung

⁷ Eine Internet-Plattform bzw. ein Internet-Portal ist eine Internet-Seite, die einen systematisierten Überblick über Onlinedienste zu bestimmten Themen enthält und so einen ersten Anlaufpunkt bietet (<http://www.enzyklo.de/Begriff/Internetportal>)

⁸ Online-Beratung ist die computergestützte Beratung via Internet, die über verschiedene Kommunikationswege (Foren-, E-Mail- und Chatberatung) erfolgt. In der Onlineberatung geht es um den wechselseitigen Austausch eines Beraters und eines Ratsuchenden. Aus: Mitschrift aus dem Seminar „Online-Beratung“, 2010, Institut für Sozialdienste (*Eugster* 2010)

- Größtmögliche Anonymität des Anfragenden
- Unbürokratische Hilfe
- Rasche Beantwortung von Anfragen
- Weitervermittlung an „face to face“-Beratung

Im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit wird eine Telefon-Hotline beworben, an die sich ratsuchende Männer wenden können. Die Hotline wird von allen in der Plattform vertretenen Sozialeinrichtungen gemeinsam betreut. Die Telefonberatung bietet ähnliche Vorteile wie die Online-Beratung, weil auch dabei die Anonymität größtenteils gewahrt bleiben kann. Der Zugang ist ähnlich unkompliziert und kann ebenso ein Türöffner für die face to face-Beratung sein. Ziel der Telefonberatung ist es, eine persönliche Kurzberatung anzubieten, in der in erster Linie die Weitergabe von Informationen sowie eine allfällige Vermittlung an eine der Beratungsstellen im Netzwerk angestrebt wird.

Es ist ausdrücklich nicht Ziel dieses Konzeptes, ein neues Beratungsangebot zu schaffen, da die bestehenden Angebote als gut und ausreichend angesehen werden. Es geht aber sehr wohl darum, Männerberatung in Vorarlberg zu stärken und zu fördern. Aus diesem Grund sind in der Plattform Männer.Leben mehrere soziale Organisationen vertreten, die Ressourcen aus ihren bestehenden Beratungsangeboten zur Verfügung stellen und diese speziell als Männerberatung bewerben.

Eine gemeinsame Broschüre soll auf die Beratungsangebote für Männer hinweisen.

Alle Beratungsstellen, die in der Broschüre angeführt werden, garantieren, dass

- beim Eingang ein Hinweisschild mit dem Begriff „Männerberatung“ angebracht wird
- männliche Berater an der Beratungsstelle zur Verfügung stehen
- die Berater eine anerkannte psychosoziale Ausbildung vorweisen können
- die Berater Qualifikationen (Fortbildungen, Veröffentlichungen, etc.) in der geschlechts- bzw. männerspezifischen Arbeit vorweisen können

In der Kommunikation werden zwei Begriffe verwendet:

- Männer.Leben: steht für die geschlechtssensible Männerarbeit in Vorarlberg

und beinhaltet alle Angebote, die von der Plattform Männer.Leben unter ihrem „Dach“ akzeptiert bzw. selbst angeboten werden

- Männerberatung: Steht für Online-, Telefon- und persönliche Beratungsangebote und wird einheitlich verwendet.

Die Kommunikationsstrategie der Plattform Männer.Leben umfasst das Online-Angebot, Presseartikel (über männerrelevante Themen sowie Erfahrungsberichte und Stellungnahmen von Testimonials), Broschüren sowie die Organisation von Veranstaltungen, Seminaren etc...

Ein dezentral organisiertes Netzwerk wie die hier beschriebene Plattform Männer.Leben hat viele Stärken. Besonders in der Dokumentation und Evaluation sind jedoch von vornherein institutionenübergreifende Standards zu definieren, da sonst das Wissen und der Überblick über die Anzahl der Anfragen, Themen, etc. verloren geht und eine zukünftige Aussage über den Bedarf an männerspezifischen Angeboten nicht möglich wird. Aus diesem Grund setzt die Plattform Männer.Leben eine Arbeitsgruppe ein, die entsprechende Vorgaben für die Dokumentation entwickelt und später die Daten auswertet und evaluiert. Eine Zusammenarbeit mit der Forschungsabteilung der Fachhochschule Vorarlberg ist auf diesem Gebiet anzudenken. Zu erheben sind

- Anzahl der Anfragen
- Zugänge (E-Mail, Telefon, persönlich)
- thematische Schwerpunkte
- Klientenstruktur (Alter, Bildungshintergrund, etc.)
- Kurzberatungen und längerfristige Beratungen bzw. Begleitungen

Da die vernetzte Männerarbeit in Vorarlberg am Beginn steht, ist es schwer abzuschätzen, in welche Richtung sie sich entwickeln wird. Es ist deshalb notwendig, die Arbeit der Plattform Männer.Leben von Beginn an gut zu begleiten und den Bedürfnissen anzupassen. Die Plattform Männer.Leben wählt daher folgende Vorgehensweise und ihre Mitglieder verpflichten sich dazu, den jeweiligen Beitrag zu leisten:

- Die sozialen Institutionen in der Plattform entsenden je ein Mitglied in einen strategischen Beirat, der regelmäßig tagt, die Auswertungen aus der Beratung

interpretiert und darauf aufbauend Empfehlungen entwickeln

- Die Plattform Männer.Leben entscheidet über die Empfehlungen aus dem Fachbeirat
- Die politischen Vertreter und Vertreterinnen in der Plattform, insbesondere diejenigen der Landesregierung, stimmen zu, gegebenenfalls Ressourcen zur Verfügung zu stellen, um allenfalls auf einen steigenden Bedarf zu reagieren.

6 Fazit und Ausblick

Männerberatungsangebote sind in den anderen Bundesländern Österreichs, vor allem in den größeren Städten, seit langem vorhanden und etabliert. Beispielhaft seien hier erwähnt⁹:

- Männerberatung Wien (www.maenner.at)
- Männerberatung Graz und Obersteiermark (www.maennerberatung.at)
- Mannsbilder - Männerzentrum Innsbruck (www.mannsbilder.at)
- Männerberatung und Informationsstelle für Männer des Landes Oberösterreich (www.maennerberatung-ooe.at)
- Männerberatung St. Pölten (www.ratundhilfe.net)
- Männerberatung der Caritas Klagenfurt (www.caritas-kaernten.at/maennerberatung)
- Männerwelten - Männerberatung & Gewaltberatung Salzburg (www.maennerwelten.at)

Die Angebote der genannten Männerberatungsstellen umfassen unter anderem Beratung und Therapie, Online- und Telefonberatung, Besuchsbegleitung, Clearing und Prozessbegleitung für Gewaltopfer, Forensik, Bildungsarbeit, Gruppenangebote und offene Männertreffs. Die Erfahrungen der vergangenen Jahre zeigen stetige Zuwächse an Klienten und Beratungen¹⁰. Zu den Aktivitäten der Männerberatungsstellen zählen die Arbeit mit Themenschwerpunkten (z.B. „Männergesundheit“ von Mannsbilder Tirol), die Mitarbeit bei der „Plattform gegen Gewalt in der Familie“ des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend

⁹ Quelle: Internet-Recherche, Tätigkeitsberichte und telefonische Nachfrage bei den Männerberatungsstellen

¹⁰ Ausnahme: Mannsbilder Tirol musste 2009 wegen knapper finanzieller Mittel einige Anfragen abweisen bzw. an andere Stellen weiter vermitteln.

oder die Organisation des „Boys‘ Day“, an dem den Jungen „männeruntypische“ Berufe vorgestellt werden, um ihnen eine größere Auswahl an Berufen zu ermöglichen. Insbesondere wird der Bereich der Öffentlichkeitsarbeit für Männerthemen und der österreichweiten und internationalen Vernetzung von den Männerberatungsstellen übernommen.

Wenn auch in Vorarlberg ein differenziertes Netz an Beratungsangeboten zur Verfügung steht, ist ein Angebot, das sich explizit an Männer richtet, bisher nicht vorhanden. Es bleibt zu wünschen, dass sich das Vorarlberger Modell mit seiner Vernetzung und Nutzung der bestehenden Beratungs- und Therapieangebote etablieren kann und eine Zugangserleichterung für hilfeschende und hilfebedürftige Männer bietet sowie zur Bewusstseinsbildung und Sensibilisierung für „Männerthemen“ in der Gesellschaft beiträgt.

7 Zusammenfassung

Überlegungen zu einem Integrativen therapeutischen Angebot von Männern für Männer

In der vorliegenden Arbeit werden Aspekte eines integrativen therapeutischen Angebots von Männern für Männer erörtert. Die soziale Konstruktion von Geschlecht wird dargestellt und Wissensstände über Diskurse der Männerbewegung und Männerforschung werden zusammengetragen. Anhand des Konzepts der Lebensbewältigung werden Besonderheiten männlicher Sozialisation erörtert. Für die Schilderung wesentlicher Merkmale männlicher Identität wird das Identitätskonzept der Integrativen Therapie mit den 5 Säulen der Identität verwendet. Nach Überlegungen zu geschlechtsbezogenen Aspekten in einer Therapie wird das Vorarlberger Modell für ein Männerberatungsangebot beschrieben.

Schlüsselwörter: Gender, Männliche Sozialisation, 5 Säulen der Identität, Genderkompetenz – und performanz, Männerberatung

Considerations about an integrative therapeutic offering by men for men

In this thesis aspects of an integrative therapeutic offering by men for men are discussed. The social construction of gender is shown and knowledge about discourses of men's movement and men's studies are compiled. Characteristics of male socialization are discussed by the concept of male coping with life. The identity concept of Integrative Therapy with the 5 columns of identity is used for the description of basic characters of male identity. After considerations about gender concerned aspects in therapy the Vorarlberg concept for men's counseling is presented.

Keywords: gender, male socialization, 5 columns of identity, gender competence and gender performance, men's counselling

8 Literatur

Abdul-Hussain, S. (2012): Genderkompetenz in Supervision und Coaching. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Baron-Cohen, S. (2004): Vom ersten Tag an anders. Düsseldorf, Zürich: Walter Verlag.

Bischof-Köhler, D. (2002): Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, 3., überarbeitete und erweiterte Auflage.

Bly, R. (1991): Eisenhans. München: Kindler.

Böhnisch, L., Winter, R. (1997): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf (3. Auflage). Weinheim und München: Juventa.

Böhnisch, L. (2004): Männliche Sozialisation. Eine Einführung. Weinheim und München: Juventa.

Bürger, J. (1990): Mann bist du gut! Was Männer den Frauen immer schon mal sagen wollten. München: Peter Erd Verlag.

Bürger, J. (1991): Mann leb dich aus! Über das große Vergnügen, ein echter Mann zu bleiben. München: Peter Erd Verlag.

Bürger, J. (1992): Mann hat es eben. Die Begründung des Maskulinismus. München: Peter Erd Verlag.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2007): Gender Bias – ein zentrales analytisches Konzept. <http://www.gender-mainstreaming.net/gm/Wissensnetz/instrumente-und-arbeitshilfen,did=16602.html> [08.04.2012].

Connell, R. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich.

Donaldson, M. (1993): What Is Hegemonic Masculinity? In: *Theory and Society*, Vol. 22, S. 643-657.

Gahleitner, S., Ossola, E. (2007): Genderaspekte in der Integrativen Therapie: Aus dem Weg zu einer geschlechtssensiblen Therapie und Beratung. In: *Sieper, J., Orth, I., Schuch, H. W.* (Hg.): *Neue Wege Integrativer Therapie. Klinische Wissenschaft, Humantherapie, Kulturarbeit – Polyloge – 40 Jahre Integrative Therapie*, Festschrift für Hilarion Petzold. Bielefeld: Aisthesis.

Hass, W., Petzold, H.G. (1999): Die Bedeutung sozialer Netzwerkforschung für die Psychotherapie. In: *Petzold, H.G., Märtens, M.* (Hg.): *Wege zu effektiven Psychotherapien: Psychotherapieforschung und Praxis*. Opladen: Leske und Budrich.

Hearn, J. (1987): *The Gender of Oppression. Men, Masculinity and the Critique of Marxism*. Brighton: Palgrave Macmillan.

Hecht, A., Petzold, H.G., Scheiblich, W. (2011): Theorie und Praxis differentieller und integrativer, niedrigschwelliger Arbeit (DINA) – die „engagierte Perspektive“ Integrativer Suchthilfe. In: *Petzold, H.G., Scheiblich, W., Lammel, U.A.* (Hrsg.): *Integrative Suchthilfe*. 3. erw. u. überarb. Aufl.. Wiesbaden: VS Verlag.

Hüther, G. (2009): *Männer. Das schwache Geschlecht und sein Gehirn*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.

Kapella, O., Baierl, A., Rille-Pfeiffer, Ch., Geserick, Ch., Schmidt, E. (2011): *Gewalt in der Familie und im nahen sozialen Umfeld. Österreichische Prävalenzstudie zur Gewalt an Frauen und Männern*. Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF).

Keen, S. (1992): *Feuer im Bauch. Über das Mann-Sein*. Hamburg: Kabel.

Leitner, A. (2010): Handbuch der Integrativen Therapie. Wien: Springer.

Lorber, Judith, Farrell, Susan A. (Hg.) (1991): The Social Construction of Gender. Newbury Park, London, New Dehli: Sage.

Lukesch, B., Petzold, H.G. (2011): Lernen und Lehren in der Supervision – ein komplexes, kokreatives Geschehen. Bei: <http://www.fpi-publikation.de/supervision/alle-ausgaben/05-2011-lukesch-b-petzold-h-g-lernen-und-lehren-in-supervision-ein-komplexes-kreatives-gescheh.html>.

Meuser, M. (2006): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster (1. Auflage 1998). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Moscovici, S. (2001): Social Representations. Explorations in Social Psychology. New York: New York University Press.

Morgan, D. (1992): Discovering Men: Sociology and Masculinities (Critical Studies on Men and Masculinities). London, New York: Routledge.

Müller, L., Petzold, H.G. (1999): Identitätsstiftende Wirkungen von Volksmusik – Konzepte moderner Identitäts- und Lifestyle-Psychologie für die Musiktherapie am Beispiel des Schweizer Volksliedes. In: Integrative Therapie 2-3 (1999)

Neumann, W., Süfke, B. (2004): Den Mann zur Sprache bringen. Tübingen: dgvt-Verlag.

Osten, P. (2000): Die Anamnese in der Psychotherapie. Klinische Entwicklungspsychologie in der Praxis. München: Ernst Reinhardt Verlag.

Petzold, H.G. (1970c): Thérapie du mouvement, training relaxatif, thymopratique et éducation corporelle comme integration. Paris: Inst. St. Denis, Semin. Psychol. Prof. Vladimir Iljine; auszugsweise dtsch. in: (1992b) 841 ff.

Petzold, H.G. (1978c): Das Ko-respondenzmodell in der Integrativen Agogik. Integrative Therapie 1, 21-58; revid. und erw. (1991a) 19- 90.

Petzold, H.G. (1988t): Methoden des therapeutischen Umgangs mit Symbolen und Symbolisierungsprozessen – Überlegungen zu Kernqualitäten des Menschenwesens, Vortrag auf dem 7. Deutschen Symposium für Kunsttherapie, 27.- 30.11.1988, Fritz Perls Akademie, Hückeswagen.

Petzold, H.G. (1992b): Konzepte zu einer integrativen Emotionstheorie und zur emotionalen Differenzierungsarbeit als Thymopraktik, Bd. II, 2 (1992a) S. 789-870; (2003a) S. 607 - 663 und revid. in (1995g).

Petzold, H.G. (1994d): "Das Fremde, die eigene Identität und die Angst - Chancen und Hindernisse interkultureller Arbeit": Vortrag auf dem Studientag des Carl-Orff-Institutes am 14.12.1993 in Salzburg. Düsseldorf: Fritz Perls Institut.

Petzold, H.G. (1996a): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie. Ausgewählte Werke Bd. I, 1 und Bd. I, 2. 3. Revidierte und überarbeitete Auflage von 1988n. Paderborn: Junfermann.

Petzold, H.G. (2000h): Wissenschaftsbegriff, Erkenntnistheorie und Theorienbildung der „Integrativen Therapie“ und ihrer biopsychosozialen Praxis für „komplexe Lebenslagen“ (Chartacolloquium III). Düsseldorf/Hückeswagen: Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit. Überarbeitet 2002 in: Düsseldorf/Hückeswagen, FPI-Publikationen: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit – 01/2002.

Petzold, H.G. (2001p): "Transversale Identität und Identitätsarbeit". Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/polyloge - POLyLOGE: Materialien aus der Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit - 10/2001.

Petzold, H.G. (2002b): Zentrale Modelle und Kernkonzepte der „Integrativen Therapie“. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/polyloge - POLyLOGE: Materialien aus der Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit – 03/2002. Überarbeitete Version, Kernkonzepte II, 2004.

Petzold, H.G. (2002c): POLYLOGE: die Dialogzentrierung in der Psychotherapie überschreiten. Perspektiven “Integrativer Therapie” und “klinischer Philosophie”. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/polyloge - POLyLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit- 04/2002.

Petzold, H.G. (2002h): “Klinische Philosophie” - Menschen zugewandtes Lebenswissen von Natur und Kultur. über die Quellen der Integrativen Therapie, biographische Einflüsse und ReferenztheoretikerInnen. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/materialien.htm - POLyLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit- 06/2002.

Petzold, H.G. (2003a): Integrative Therapie. 3 Bde. Paderborn: Junfermann, überarbeitete und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a.

Petzold, H.G. (2003e): Menschenbilder und Praxeologie. 30 Jahre Theorie- und Praxisentwicklung am “Fritz Perls Institut für Integrative Therapie, Gestalttherapie und Kreativitätsförderung” (1972-2002) Teil I, Gestalt 46 (Schweiz) 3-50.

Petzold, H.G. (2003f): Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch orientierte Psychotherapie. www.donau-uni.ac.at/imperia/md/content/.../identitaetsth.pdf [30.03.2012].

Petzold, H.G. (2007c): Integrative Therapie Kompakt. Definitionen und Kondensate von Kernkonzepten der Integrativen Therapie – Materialien zu „Klinischer Wissenschaft“ und „Sprachtheorie“. <http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm> POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit. Eine Internet-Zeitschrift für „Integrative Therapie“ - Jg. 2007.

Petzold, H.G. (2008b): „Mentalisierung“ an den Schnittflächen von Leiblichkeit, Gehirn, Sozialität: „Biopsychosoziale Kulturprozesse“. Geschichtsbewusste Reflexionsarbeit zu „dunklen Zeiten“ und zu „proaktivem Friedensstreben“ – ein Essay.
<http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm>-POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit. Eine Internet-Zeitschrift für „Integrative Therapie“ - Jg. 2008.

Petzold, H.G. (2009d): „Macht“, „Supervisorenmacht“ und „potentialorientiertes Engagement“. Überlegungen zu vermiedenen Themen im Feld der Supervision und Therapie verbunden mit einem Plädoyer für eine Kultur „transversaler und säkular-melioristischer Verantwortung“. <http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm> – Supervision: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift – 4, 2009.

Petzold, H.G. (2011e): Integrative Therapie Kompakt 2011. Definitionen und Kondensate von Kernkonzepten der Integrativen Therapie - Materialien zu „Klinischer Wissenschaft“ und „Sprachtheorie“. <http://www.fpi-publikation.de/polyloge/alle-ausgaben/01-2011-petzold-h-g-upd-2011e-integrative-therapie-kompakt-2011-definitionen-und-kondensate.html>. POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit. Eine Internet-Zeitschrift für „Integrative Therapie“, Ausgabe 01/2011 [27.02.2012].

Petzold, H.G. (2011): Going Green is Health Enrichment. In: Integrative Therapie. Zeitschrift für vergleichende Psychotherapie und Methodenintegration – 37, 2011.

Petzold, H.G. (2012a): Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie – interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag.

Petzold, H.G. (2012e): Introjektion, Internalisierung, Interiorisierung – „TäterInnen-Introjekte“ in der „Zone nächster Entwicklung“? – Einige Überlegungen. Nicht lektoriertes Roh-Manuskript.

Petzold, H.G., Orth. I. (1998b): Ökopsychosomatik – die heilende Kraft der

Landschaft. Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf 1998 (orthoeko).

Petzold, H.G., Orth, I. (1999a): Die Mythen der Psychotherapie. Ideologien, Machtstrukturen und Wege kritischer Praxis. Paderborn: Junfermann.

Petzold, H.G., Orth, I. (2012): "Genderintegrität" – ein neues Leitparadigma für Supervision und Coaching in vielfältigen Kontexten. In: *Abdul-Hussain, S.* (2012): Genderkompetente Supervision. Mit einem Beitrag von Ilse Orth und Hilarion Petzold zu „Genderintegrität“. Wiesbaden: VS Verlag.

Raml, R., Dawid, E., Feistritzer, G. (2011): 2. Österreichischer Männerbericht. Institut für empirische Sozialforschung (Im Auftrag der männerpolitischen Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz).

Schigl, B. (2012): Psychotherapie und Gender. Konzepte. Forschung. Praxis. Welche Rolle spielt die Geschlechtszugehörigkeit im therapeutischen Prozess? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schlautmann, K.-H. (1992): Herrschaft und Unterdrückung. Die Dialektik der Männlichkeit. In: Männerkalender 1992, Fernwald.

Schmale, W. (2003): Geschichte der Männlichkeit in Europa. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

Spilles, G., Weidig, U. (2005): Überlegungen zu männerspezifischen Behandlungsansätzen in der Suchtkrankenhilfe am Beispiel der Ambulanten Rehabilitation Sucht (ARS) unter besonderer Berücksichtigung des Modells der Integrativen Therapie. <http://www.fpi-publikation.de/polyloge/alle-ausgaben/10-2005-spilles-georg-ueberlegungen-zu-maennerspezifischen-behandlungsansaetzen.html>.

Stern, F. (1991): Und wer befreit die Männer? Frankfurt am Main: Ullstein.

West, C., Zimmerman, D.H. (1987): Doing Gender. In: Gender & Society. No. 2/1.

Wieck, W. (1990): Männer lassen lieben. Die Sucht nach der Frau. Frankfurt am Main: Fischer.

Zeman, A. (1997): Richtige Männer. Eine Analyse männlicher Identität im Lichte der Theorie Pierre Bourdieus. In: Psychologie und Gesellschaftskritik, H. 3/4, S. 53-76.

Selbständigkeitserklärung:

Der Verfasser erklärt, dass er die vorliegende Arbeit selbständig, ohne fremde Hilfe und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt hat. Die aus fremden Quellen (einschließlich elektronischer Quellen) direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit ist in gleicher oder ähnlicher Form oder auszugsweise im Rahmen einer anderen Prüfung noch nicht vorgelegt worden.

Bernhard K. Fuchs

Bregenz, den 15. April 2012